

Martin-Luther-Universität
Halle-Wittenberg



Hallische Beiträge zur Zeitgeschichte
Heft 14

Erinnerungen an den Zweiten Weltkrieg und die
Nachkriegszeit

- Halle 2004 -

Impressum: Die Hallischen Beiträge zur Zeitgeschichte erscheinen in loser Folge.
Herausgeber: Prof. Dr. Hermann-Josef Rupieper
Redaktion: Daniel Bohse (v. i. S. d. P.), Denise Wesenberg
ISSN: 1433-7886

Druck: Druckerei der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg
Kröllwitzer Straße 44, 06120 Halle (Saale)

Inhalt

Hermann-J. Rupieper

Einleitung.....5

Johannes S.

Flucht aus Schlesien und das erste Nachkriegsjahr.....9

Fritz K.

Erinnerungen, ernste und auch heitere, an meine Soldatenzeit vom 5. Februar 1943 bis 10. August 1946.....33

Marie W.

Erinnerungen einer Lehrerin an die Jahre 1934-1947.....119

Hans-Joachim Diesner/Hans-Dieter Zimmermann

Dornige Lager. Report einer Odyssee zwischen 1941 und 1945.....136

Einleitung

Die Verbrechen des NS-Regimes, allen voran der an der jüdischen Bevölkerung begangene Holocaust, prägen bis heute die deutsche Nachkriegsgeschichte. Für die meisten Zeitgenossen war der Alltag im Nationalsozialismus jedoch bestimmt von persönlichen Erlebnissen, privaten Erfahrungen, der Sorge um die Familie, das berufliche Fortkommen und die Einordnung in eine private Lebenswelt, die auch in der Diktatur, trotz aller staatlicher und ideologischer Eingriffe, dominierte. Die Extremerfahrungen von Krieg, Flucht und Vertreibung bedeuteten massive Eingriffe in die Biographie der Betroffenen und wurden individuell verarbeitet. Auch die Erinnerungen an diese Ereignisse sind keineswegs identisch, sondern lassen divergierende Perzeptionen und Reaktionen erkennen. Es handelt sich um begrenzte Ausschnitte der Realität abseits der großen Politik.

Die folgenden Berichte wurden zu unterschiedlichen Zeiten und mit unterschiedlichem Abstand zu den Ereignissen niedergeschrieben. Der älteste Zeitzeugenbericht stammt aus dem Jahre 1946. Er beschreibt das Ende der NS-Herrschaft in Breslau Ende Januar 1945, die chaotische Lage beim Abtransport der Bevölkerung, vor allem von Frauen, Kindern und Männern, die nicht mehr im letzten Aufgebot des Volkssturmes verheizt werden konnten, vor der Ankunft der sowjetischen Truppen. Der Verfasser, ein kaufmännischer Angestellter, 1884 in Breslau geboren, steht noch unter dem unmittelbaren Schock der Ereignisse, eine Reflexion über das NS-Regime oder eine Einordnung der Fluchterfahrungen erfolgt kaum. Im Zentrum des Berichtes stehen Bemerkungen über den Zusammenbruch der Infrastruktur, die Irreführung der Bevölkerung durch die NS-Propaganda mit ihren „Siegesmeldungen“ bis zu einem Zeitpunkt, zu dem klar war, daß der Krieg längst verloren war. Von Interesse sind auch die Erfahrungen in den ersten Wochen der sowjetischen Besatzung in Bad Liebenwerda, die Einstellung zu den sowjetischen Besatzern, die Plünderungen, Vergewaltigungen und die persönliche Unsicherheit. Es ist die Niederschrift eines „pater familias“, der den Überlebenskampf seiner Familie hautnah miterlebt und für die Nachwelt festhalten möchte. Er ahnt, daß die Familienerinnerungen, die offenbar in Breslau geblieben sind, bei der Einnahme der Stadt verloren gehen werden, kann sich aber sicher nicht vorstellen, dass er seine Heimatstadt nie wiedersehen wird. Er stirbt 1946.

Die weiteren Zeitzeugenberichte entstanden erst im März 1989 bzw. nach dem Zusammenbruch der DDR und sind vor dem Hintergrund der zeitlichen Distanz und der DDR-Erfahrung geschrieben worden. Offenbar regte das Ende der DDR zum Nachdenken über die erste deutsche Diktatur und die Auseinandersetzung mit der eigenen Lebensgeschichte an.

F. K. beschreibt seine Soldatenzeit von Februar 1943, als er im Alter von 41 Jahren eingezogen wird, bis zu seiner Entlassung aus der russischen Kriegsgefangenschaft und der Rückkehr nach Halle im August 1946. Der Bericht wurde im März 1989 niedergeschrieben. Er zeigt die Kriegserfahrung aus der Sicht eines einfachen Soldaten¹ eines Nachschubbataillons, der bis kurz vor seiner Gefangennahme Anfang Mai 1945 nicht direkt in Kampfhandlungen an der Ostfront verwickelt war. Die privilegierte Stellung der Truppe bei der Versorgung mit Lebensmitteln, Alkoholika, Zigaretten und sonstigen Waren des täglichen Bedarfs, aber auch die Requirierungen von Vieh, die Eingriffe in den Privatbesitz der Zivilbevölkerung in den besetzten Ländern, die Ausbeutung der Arbeitskräfte und die Kontakte zur Bevölkerung werden deutlich und dominieren den Bericht. Der mörderische Eroberungs- und Vernichtungskrieg der Wehrmacht, wie er aus der neueren Literatur bekannt ist², findet hier nicht statt. Liegt dies nur an der selektiven Erinnerung des Berichterstatters, Verdrängung oder handelt es sich tatsächlich um die Kriegserfahrung hinter der Front in einer Nachschubeinheit? Es dominiert die Interpretation, anständig geblieben zu sein.

An einigen Stellen wird allerdings deutlich, daß aus Sicht des Verfassers Rücksichtnahme und Weichheit gegenüber der Zivilbevölkerung unangemessen seien. Andererseits wird behauptet, daß man sich den russischen Gefangenen und sogenannten „Hilfswilligen“ gegenüber, ein Begriff, der den Zwangscharakter des Arbeitsdienstes für die Wehrmacht nicht richtig wiedergibt, korrekt verhalten habe. Dagegen ist bekannt, daß rund drei Millionen sowjetische Kriegsgefangene hinter der Front oder in Lagern verhungerten, erfroren, an Seuchen starben oder auch ermordet wurden.³ In diesem Bericht tauchen sie nur als Gefangene bei der Entladung von Munitionstransporten, dem Verladen von Benzin und Dieseltreibstoff oder beim Baumfällen auf, die unter den Bedingungen der Gefangenschaft noch ein halbwegs erträgliches Dasein fristen und die Mitmenschlichkeit der Besatzer erleben, wenn man den Hungernden stillschweigend Brot überläßt. Kontakte zur einheimischen Bevölkerung gab es durch Personen, die in der Schneiderstube, der Bäckerei oder der Wäscherei für Uniformen tätig waren. Hier scheint es sich sowohl um Kriegsgefangene wie um „Hiwis“, so der Landser-Jargon, gehandelt zu haben. Als Wäscherinnen wurden offenbar junge Mädchen in den Dörfern zusammengetrieben und als „frei-

¹ Zur Problematik der Sicht des Krieges aus der Perspektive einfacher Wehrmachtangehöriger vgl. Wolfram Wette: Die Wehrmacht. Feindbilder, Vernichtungskrieg, Legenden, Frankfurt/M. 2002, besonders S. 156-180.

² Vgl. hierzu Omer Bartov: Hitlers Wehrmacht. Soldaten, Fanatismus und die Brutalisierung des Krieges, Hamburg 1995; Christian Hartmann: Verbrecherischer Krieg – verbrecherische Wehrmacht?, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, 1/2004, S. 1-76.

³ Vgl. Christian Streit, Keine Kameraden. Die Wehrmacht und die sowjetischen Kriegsgefangenen 1941-1945, Stuttgart 1978, Neuauflage 1997.

williger Arbeitsdienst“ deklariert. Der Bericht umfaßt auch die Erfahrung der Gefangennahme, die Arbeit in der Gefangenschaft und die Rückkehr nach Halle. Der Verfasser, offenbar ein gläubiger Christ, sieht die deutsche Niederlage auch als Strafe Gottes für den Hitler'schen Angriffskrieg.

Der mit Erinnerung an den Freiwilligen Arbeitsdienst bzw. den Landeinsatz in Mecklenburg beginnende Erinnerungsbericht lenkt den Blick auf die Erfahrung einer 1914 geborenen Frau, die in der NS-Zeit zur Lehrerin ausgebildet wurde und seit 1990 einzelne Erlebnisse niedergeschrieben hat, die den Zeitraum 1934 bis 1947 umfassen. So berichtet sie unter anderem über jüdische Schicksale in Halle, ihre Empfindungen in bezug auf die Bombenangriffe auf Leipzig im Dezember 1943 und das Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944, die Ankunft der Flüchtlingstrecks, die kurze Zeit der amerikanischen Besatzung und die Präsenz russischer Truppen.

Schließlich folgen die autobiographischen Aufzeichnungen eines jungen Soldaten, der über seine Gefangennahme in der Tschechoslowakei durch amerikanische Truppen, das Lagerleben und die Flucht aus einem tschechischen Lager nach Bayern berichtet. Der Verfasser studierte später Geschichte, Englisch und Geographie an der Universität Leipzig und lehrte Alte Geschichte an den Universitäten Greifswald und Halle. Der ebenfalls nach dem Zusammenbruch der DDR niedergeschriebene Bericht reflektiert Kriegserfahrungen und Nachkriegszeit.

Alle Berichte zeigen, wenn auch aus unterschiedlichen Perspektiven, die persönlichen Erfahrungen der Zeitzeugen in der NS-Zeit und der unmittelbaren Nachkriegszeit. Die „große Politik“ wird zumeist ausgeblendet. Das individuelle Erlebnis und der Überlebenskampf, das Gefühl, noch einmal davon gekommen zu sein, stehen im Vordergrund. In diesem Sinne repräsentieren die Aufzeichnungen wahrscheinlich die Perzeption einer Mehrheit der deutschen Bevölkerung in ihrer historischen Erinnerung an Krieg und Nationalsozialismus.

Hermann J. Rupieper

O, schöner Tag, wenn endlich der Soldat ins Leben heimkehrt, in die Menschlichkeit. (Schiller, Piccolomini)

Erinnerungen, ernste und auch heitere, an meine Soldatenzeit vom 5. Februar 1943 bis 10. August 1946¹

Vorwort

Vieles Schreckliches gibt es, und nichts ist schrecklicher als der M E N S C H ! (Sophokles)

Und der M e n s c h war es, der am 1. September 1939 sprach: Und so habe ich mich entschlossen, die Waffen sprechen zu lassen. "Seit 5.45 Uhr wird zurückgeschossen. Und von jetzt ab wird Bombe mit Bombe vergolten."² Er versuchte, der Welt einzureden, daß sein von Anfang an vorbereiteter Angriffskrieg ein uns Deutschen aufgezwungener Verteidigungskrieg sei. Gott hat ihn gestraft – und uns Deutsche mit ihm.

Vorspiel

Die Einberufungen zum Kriegsdienst setzten auch im Halleschen Bankverein³ in Halle sofort ein. Die Schar meiner Kollegen schmolz zusammen und wir Übriggebliebenen mußten deren Arbeit mit übernehmen. Einige Frauen wurden wohl neu eingestellt. Ich selber hatte acht Jahre lang den Scheckverkehr bearbeitet und war dabei offenbar durch technische Vereinfachung und Verbesserung der Arbeitsgänge, wodurch die Bearbeitung größerer Mengen von Schecks durch eine Arbeitskraft ermöglicht wurde, nach oben angenehm aufgefallen. Jedenfalls hatte Herr K., der im Betrieb die Oberaufsicht und Organisation führte, sich für meine Methode interessiert und sie auch gegen meine persönlichen Widersacher durchgesetzt. Es waren das die langjährigen Nazis, zum Beispiel ein Weltkriegsoffizier, Herr A., dem ich als ehemaliges Mitglied des Jungdeutschen Ordens und dadurch eo ipso Nazigegner, suspekt war. Er verschwand bei Kriegsende als Kriegsverbrecher auf 20 Jahre in Sibirien und ward nicht mehr gesehen. Er wahrscheinlich hatte mich auch schon einmal bei der

¹ Meiner lieben Annemarie, die mir den Anstoß zum Niederschreiben meiner Erinnerungen an meine Soldatenzeit gegeben hat, [...] seien diese Blätter in Liebe und Dankbarkeit zugeeignet. Halle/S., Fritz K., März 1989.

² Vgl. Philipp Bouhler: Der großdeutsche Freiheitskampf – Reden Adolf Hitlers vom 1. September 1939 bis 10. März 1940, München 1940.

³ Der Hallesche Bankverein wurde 1866 als Hallescher Bankverein v. Kulisch, Kaempff & Co gegründet und war im gesamten mitteldeutschen Raum mit Bankfilialen vertreten.

Arbeitsfront angezeigt als angeblichen Doppelverdiener und noch einmal wegen politischer Äußerungen. Beides hatte ich damals abwehren können. Herr K. schätzte mich sehr und als so um 1930 herum der Überweisungsverkehr auf das noch heute im Prinzip gültige Doppelformblatt umgestellt wurde, woran Herr K. maßgeblich beteiligt gewesen sein soll, durfte ich ihm bei der Ausarbeitung des Formulars Vorschläge machen und Muster anfertigen. Das trug natürlich auch zur Beachtung meiner Leistungen durch den Direktor, Herrn F., bei und ich wurde gleich bei Beginn des Krieges zu einigen Vertretungen eingesetzt, da ich angeblich auf allen Posten zu gebrauchen war.

Mein damaliger Freund und Kollege, Hugo S., Weltkriegsteilnehmer und Reserveoffizier, wurde sofort als Hauptmann eingezogen und ich übernahm zu meinen Schecks noch dessen Wechselabteilung. Nach kurzer Einarbeitung konnte ich feststellen, daß Hugo sich an seiner Arbeit ganz schön festgehalten hatte. Später setzte man mich auch mal in den Tresor zu Arbeiten an Wertpapieren mit dem alten Herrn T. Danach wurde der Hauptkassierer; Herr R., krank oder hatte Urlaub. Sein sonstiger Vertreter, Herr S., war eingezogen. Herr F. persönlich fragte mich, ob ich mich gewachsen fühle, die Kasse zu übernehmen. Natürlich war meine Antwort: "Ja." Die Kolleginnen an der Kasse führten mich in die neue Aufgabe ein, und es klappte. Die Kasse stimmte gleich am ersten Tag und bei meiner Meldung an Herrn F. sagte ich zu ihm: "Herr F., die Kasse stimmt und ich habe heute 360 Ein- und Auszahlungen gehabt." Darauf antwortete er mir: "Na ja, da haben Sie ja zum ersten Mal in Ihrem Leben richtig arbeiten müssen." Mein erster Kassentag war aber ein ausnahmsweise lebhafter Tag. Eine Gehaltserhöhung als Kassierer bekam ich nicht. Ich war vom Betrieb als unabhkömmlich reklamiert und von der Einziehung befreit. Aber das reichte nur bis Ende 1942, dann konnte die Reklamation nicht mehr gehalten werden.

Inzwischen begannen die Luftangriffe. Wir mußten tagsüber wiederholt in den Tresor, der als sicherer Luftschutzraum auch später bei der Zerstörung des Gebäudes standgehalten hat. Nachtwachen mußten gestellt werden, Kontrollgänge durch das ganze Haus und über den Dachboden wurden eingeführt und [...] ein Wachraum im Keller mit Schlafgelegenheit getrennt für Damen und Herren eingerichtet. Chefkraftfahrer Herr A., nahm diese Gelegenheit wahr, um einer Kollegin, Fräulein H., auch in diesen Nächten alle Hilfe angedeihen zu lassen.

Dann kam Ende 1942 mein Einberufungsbefehl zum 5. Februar 1943. Es war ein großer Schreck für mich, ich hatte nicht mehr damit gerechnet, war doch schon fast 41 Jahre alt und hatte zum Soldatspielen absolut keine Lust. Es war wohl so gewesen, daß man nach der verlorenen Schlacht von Stalingrad noch auf mich zurückgegriffen hat; ich sollte die Sache noch herausreißen, aber es ist mir ja auch nicht geglückt, wie historisch bewiesen ist. Nun war ich doch im Luftschutz Untergruppenführer mit sechs Block-

warten, Obergruppenführer war Herr Reichenbach, der immer in schicker Luftschutzuniform herumlief und laufend Schulungen mit uns durchführen mußte, was zwar manchmal amüsant, aber recht lästig und zeitraubend war. Die Blockwarte waren teils jüngere Frauen, denen der Schreibkram nicht lag und die abends meine Hilfe dazu benötigten. [...] Dieser Luftschutzposten mußte neu besetzt werden, das ging mich aber nichts mehr an. Ich war froh, daß das große Luftschutzschild von unserem Hoftor verschwand.

Soldat K.

Am 5. Februar 1943, dem Geburtstag meiner Tochter, zog ich also mit dem obligaten Pappkarton zum Bahnhof, in Begleitung von Mary, und fuhr, wie geboten, nach Glauchau in Sachsen zur Hammerkaserne.

Ich meldete mich dort mit vielen anderen auf der Schreibstube und es erfolgte der übliche Turnus: Stubenbelegung, erste einführende Worte eines Unteroffiziers oder wer das war. Am 6. Februar war Einkleidung und Waffenempfang. Ich kannte keinen der Kameraden. Später, beim Antreten auf dem Hof, war ich der Viertlängste. Der Längste war Helmut P., Bankbeamter bei der Mila⁴, dann K., Werner, ich glaube, Sparkasse, dann H., auch Sparkasse, dann kam ich. Wir hielten während der Ausbildungszeit möglichst zusammen. K. war der Schwager meiner Kollegin Lieschen D., ein Prachtkerl. Er hat uns allen viel Kraft gegeben, all das Neue und Unerfreuliche, dem man ausgesetzt war, zu ertragen und den Widerwillen zu bekämpfen. Rechte Schwierigkeiten machte mir die Prozedur morgens beim Aufstehen. Um 6 Uhr brüllte der UvD⁵ "Aufstehen". Das Aufstehen und Waschen mußte ganz schnell vor sich gehen. Ich hatte schon damals Frühaufsteherbeschwerden (Kreislauf?). Dann, kurz nach dem Weckruf brüllte er bereits: "Kaffeeholer heraustreten!" Die jeweils dazu bestimmten Kameraden traten aus allen Stuben auf dem Flur an und "ohne Tritt Marsch" wurde von irgendwoher über den Hof weg in großen Kannen der sogenannte Kaffee geholt und wehe dem, der nicht schnell genug zurück war und die Kameraden mußten auf den Kaffee warten. Die Kaffeeholer kamen oft selber nicht dazu, noch zu frühstücken. Denn, kaum war der Kaffee da, hieß es schon: "Fertig machen zum Raustreten" und kurz danach "Raustreten!" Dieser Streß hat mich damals so gepackt, daß ich oft heute noch früh beim Anziehen nervös werde in der Angst, gleich wird jemand klingeln und du bist noch nicht angezogen. Betten bauen und Spind richtig einräumen mußte genau befolgt werden. Das Wichtigste: niemals auffallen. Denn wenn ein Vorgesetzter jemanden erst mal im Auge hat, dann ist der verratz⁶ für alle Zeiten.

⁴ Mitteldeutsche Landesbank.

⁵ UvD – Unteroffizier vom Dienst.

⁶ Verloren.

Am Ende der Ausbildung sagte mir Unteroffizier S., ein älterer freundlicher Mensch: "Ich muß mich an irgendeinen halten, ob der schuldig ist oder nicht, ich schnauze ihn an. Er darf sich aber nicht verteidigen." Zu Recht bekam ich immer wieder den Rüffel: "Schütze K., machen Sie den untersten Knopf zu!" Daran konnte ich mich schwer gewöhnen. Es war unter uns auch ein Gastwirt aus Halle: M. vom "Markgrafen". Der simulierte ein schweres Herzleiden, um wieder entlassen zu werden. Das hinderte den baumstarken Burschen aber nicht, sich mit dem Rücken auf den Stubenboden zu legen und einen Tisch, Platte nach unten, auf den sich zwei Kameraden gesetzt hatten, mit Armen und Beinen mehrmals nach oben zu stemmen. Er hat es, wie es hieß durch Schmiergelder, geschafft und wurde vom Militär entlassen.

Der Dienst spielte sich fast nur im Freien ab: "Rechts um! Links um! Marsch! Halt! Weggetreten! Wenn ich weggetreten sage, will ich nur noch eine Staubwolke sehen." Also wieder Angetreten und Weggetreten geübt, bis es klappte. Wir hatten nur einen Unteroffizier, der versuchte manchmal, uns zu schleifen, lauter 40-jährige Leute, er selbst ein 25-jähriger Schuhmacher aus Weißenfels, aber es blieb erträglich. Der alte Unteroffizier S. ließ uns in eine Bodensenke marschieren, Kommandos brüllend, bis wir aus der Nähe und Sicht der Offiziere heraus waren, dann hieß er uns wegtreten und uns lagern, [kommandierte] einen Mann an den Abhang zum Aufpassen und wenn ein Offizier kam, ließ er uns antreten und schneidig exerzieren.

Die Verpflegung war akzeptabel, unbeliebt waren die Kartoffelschälkommandos, jeder mit eigenem Taschenmesser, wer keines hatte, mußte sich eines kaufen. Das Schälen mußte gelernt werden: dünn schälen, Kartoffeln sparen. Viele hatten noch nie eine Kartoffel geschält, ich wohl auch nicht. Kalt war es in den ersten Wochen. Handschuhe durften nur auf Befehl, und dann nur, wenn keiner seine vergessen hatten, getragen werden. Das erzog zur Ordnung.

Seit ich diese Wochen im Freien mit viel Bewegung erlebte, war meine ständig andauernde Disposition zur Erkältung vorüber. Nur einige Male während der ganzen Kriegszeit mußte ich mich krank melden. In Glauchau wurde ich einmal "innendienstfähig" geschrieben und mußte in meinem üblen Zustand Fenster putzen mit Zeitungspapier und Fußböden säubern. Das war schlecht, ich habe es aber überstanden und habe mich seitdem möglichst nicht mehr krank gemeldet, außer später mal in Libau.⁷ Aber da draußen herrschten ja andere Gesetze als bei der Ausbildung in der Heimat. Wir mußten auch Stellungskrieg üben, uns mit dem kurzen Spaten eine Mulde graben, so groß, daß man gerade hineinpaßte, mit einem kleinen Wall am Kopfende und aus dieser Stellung auf den nahen Gegner Handgranaten (Holzkeulen) werfen. Da bekam ich mal von einem

⁷ Libau (litauisch Liepeja), Stadt (ca. 100.000 Einwohner) im Westen Litauens.

Gegenüber so ein Ding auf den Fuß, das tat recht weh und ich mußte eine Weile humpeln. Oft hatten wir Waffenreinigen. Das wurde sehr peinlich durchgeführt, war aber ein ruhiger Dienst. Es gibt da auch bestimmte Bezeichnungen, die im Scherz so lauten: "Das Pferd wird geputzt, das Gewehr wird gereinigt und der Arsch wird gewischt." Wenn Scharfschießen angesetzt war, mußten wir zum Schießstand marschieren, eine Stunde oder ähnlich, wobei unterwegs geübt wurde: "Fliegerdeckung! Alles runter von der Straße, in die Straßengräben!" In direkten Schmutz hat man uns aber nicht getrieben, kein schikanöses Beschmutzen der Uniform. Beim Schießen habe ich mal Sonntagsurlaub geschossen: 200 Meter liegend aufgelegt zehn Ringe. Als MG⁸ hatten wir das tschechische 26 t. Damit schoß ich aber nicht so gut. Wir mußten das MG auch auseinandernehmen und wieder zusammensetzen, was oft nicht gelang. [...]

Beliebt war, wenn in der angetretenen Front ein Soldat eine Antwort geben mußte, zum Beispiel: "Wie heißen Sie?" und er antwortete leise, dann hieß es Marsch, Marsch, an die Normaluhr hinten im Hof. Die Frage wurde wiederholt. "Ich verstehe nicht!", bis der Soldat brüllen gelernt hatte.

Einmal hat mich meine Frau besucht an einem Sonntag Ende März. Wir haben einen herrlichen Spaziergang gemacht durch Wald und Wiesen. Neben dem Wiesenweg war ein ansteigender Hang nach dem Walde zu, der war mit blühenden Märzbechern bedeckt. Dies war eine bekannte Spezialität dieser Gegend. Der Tag war überschattet durch die Ungewißheit, ob wir uns überhaupt im Leben noch mal wieder sehen würden, denn der Abtransport an irgendeine Front stand bevor. [...]

Abfahrt nach Osten

Für den 26. März 1943 waren das Ende der Ausbildung und der Transport nach Osten angesetzt. Wir mußten alle Waffen, einschließlich Seitengewehr und die Übungsmunition abgeben. Scharfe Patronen empfangen wir nur jeweils beim Scharfschießen und dann nur abgezählt. Das war alles Eigentum der Kaserne. Dann wurde neu eingeteilt. Aus unserer Ausbildungsgruppe wurden 150 Mann zu einer anderen Einheit versetzt, die aus Zeitz angekommen war. Ich gehörte nicht mit dazu und war recht besorgt, was werden würde, fort von den uns lieb gewordenen Kameraden und teils auch von einigen Vorgesetzten, die uns doch eine Art Stütze geworden waren. Außer mir blieben noch drei Mann zurück: Franz S., M. und noch einer, alle aus Halle. Da sind wir zum "Spieß" gegangen, natürlich jeder einzeln, und haben in militärischer Haltung und Form gefragt, was, bitt' schön, mit uns werden solle. Er war zwar schnauzig und grob, sagte uns aber: "Ihr kommt nach Siwerskaja!" Und das in einem Ton, der mich erschauern ließ

⁸ Maschinengewehr.

in dem Gedanken: Was haben wir bloß verbrochen, dass wir nach Siwerskaja kommen? Es war aber unser Glück. Wir müssen wohl damals schon als schlechte Soldaten eingeschätzt worden sein. Siwerskaja war Etappe im Norden. Alle die anderen Kameraden fuhren mit einem großen Transport an den Mittelabschnitt [der Front] und wurden im Partisanenkampf eingesetzt. Die Kameraden P. und H. wurden bald als gefallen gemeldet. Hatte Gott mich damals schon behütet? So vordergründig war damals mein Glaube noch nicht, aber Gott begann, mich anzusprechen. Wir vier Mann wurden einem Transport zugeteilt, der aus Bayern kam und wir gehörten von da an zum Landeschützen-Ersatzbataillon Landshut, später Nachschubbataillon. Insgesamt sollen wir etwa 2.000 Mann gewesen sein. Wir wurden in Waggons mit Liegestätten in zwei Etagen und Strohlager verladen und fuhren am 26. März 1943 nach Osten. Wohin, wußte keiner richtig. In Glauchau war es frühlingshaft warm [gewesen], in Frankfurt/Oder lag schon vereinzelt Schnee, dann in Königsberg fünf Zentimeter Schnee und so steigend weiter. Dazu wehte eisiger Wind. Wasser zum Waschen holten wir mit dem Kochgeschirr von der Lokomotive und den Wasserzapfstellen an Haltestellen. Es schlief sich gut trotz hartem ungewohntem Lager, und die Stimmung war prima. Einer führte sich besonders auf, er war wohl schon mal an der Front gewesen und gab uns Berichte und Verhaltensregeln. [...] Hinter Tauroggen⁹ lagen rechts und links der Bahnstrecke, die meist durch Wald verlief, Trümmer von Waggons und Loks, die früher von Partisanen überfallen und gesprengt worden waren. Daran merkten wir, daß wir durch ein Partisanengebiet fuhren, 2.000 Mann ohne jede Waffe, nur der Hauptmann hatte eine Pistole. Man hätte uns alle widerstandslos umbringen können.

Ab Pleskau (Pskow) war es schon recht kalt und der Schnee wurde immer höher. Die ungewohnten Eindrücke, ein ganz fremdartiges Landschaftsbild und die Zivilisten an den Bahnhöfen in Lettland in Schafpelzen, Fell nach außen, die irgend etwas von uns einhandeln wollten, machten uns klar, daß wir schon recht weit von der Heimat entfernt waren. Die Fahrt ging Tag und Nacht über Pleskau¹⁰, Luga¹¹, Krasnowardeisk¹², viel durch schöne Waldlandschaft und endete am 3. April 1943 abends in Siwerskaja¹³, wohl nicht weit von Leningrad entfernt. Ich kann es aber auf keiner Karte finden. Im Dunklen bekamen wir noch keinen richtigen Eindruck, wie es dort aussah. Der Bahnhof und der Ort lagen auf einer flachen Höhe. Auch der Flugplatz, wo der berühmte Major P. mit seiner Jagdmaschine stationiert war. Ich konnte sie später mal aus der Nähe sehen. Wir marschierten dann durch einen lichten Fichtenwald, in dem viele kleine

⁹ Tauroggen (litauisch Taurage), Kleinstadt im Süden Litauens.

¹⁰ Pleskau (Pskow), Gebietshauptstadt (ca. 200.000 Einwohner) in Nordwest-Rußland.

¹¹ Luga, Stadt (ca. 40.000 Einwohner) bei St. Petersburg.

¹² Gatschina, russisch Krasnowardeisk, Kreisstadt (81.000 Einwohner), ca. 45 km südlich von St. Petersburg.

¹³ Siwerskaja, Erholungsort ca. 70 km südwestlich von St. Petersburg.

Bungalows, wie man heute sagt, lagen und gelangten zu einer Siedlung von mehrstöckigen weißen Holzhäusern, im Frieden wohl meist Erholungsheime für Leningrader Werktätige. In diesen nahmen wir Quartier. Wir vier Mann aus Halle waren dort zusammen, ich hatte aber nur Verbindung mit Franz S. Er war ein umgänglicher Mensch, voll Humor. Was er von Beruf war, weiß ich nicht, irgendwie Arbeiter. Seine politische Einstellung ahnte ich nur, damit mußte man schon damals sehr vorsichtig sein. Er hatte ein Nervenleiden, zitterte stark mit der rechten Hand, konnte aber trotzdem gut schießen und zitterte sich öfters eine 12. Leider war er auch Bettnässer und man mußte nachts seine Nähe meiden. Er war allgemein sehr beliebt. Später, Anfang 1945, hat man ihn als Simulanten behandelt (sein Zittern war aber echt) und ihn durch folterartige Methoden, zum Beispiel Stromstöße, zu überführen versucht. Er hat das aber überstanden. Später berichte ich weiteres über ihn.

Wir wurden in Siwerskaja wieder mit Waffen versehen und nach einigen Tagen Nichtstun mit Exerzieren und Scharfschießen beschäftigt. Auch lernten wir, richtige Handgranaten zu werfen: "21, 22, 23, weg!" Es war ein junger Unteroffizier zu uns gestoßen, ein ganz ängstliches Kerlchen, der gewiß nur ehrenhalber Unteroffizier geworden war, vielleicht aus einer Schreibstube. Der stellte sich bei allem ganz ungeschickt an. Zum Handgranaten-Werfen zogen wir in ein Gelände mit kleinen Erdwällen, hinter denen wir in Deckung gehen mußten. Der zum Werfen bestimmte Kamerad trat auf den Wall, zog ab, zählte warf und mußte sich rechtzeitig hinter den Wall werfen. Dieser Unglücksmensch, der Unteroffizier, war aber so verdattert, daß er das Wegwerfen vergaß und trotz unserer Zurufe mit dem Ding in der Hand stehen blieb. Wir erstarrten vor Schreck, bis er endlich warf. Es war zum Glück ein Blindgänger, der dann sofort durch einen erfahrenen Unteroffizier mit Gewehrschuß zur Explosion gebracht wurde.

Unsere Quartierhäuser lagen an einem bewaldeten Abhang über einem wunderschönen Talgrund. Unten floß ein Fließchen. Die Hänge mit Fichten, groß und klein, bewaldet. Ein Gehweg in halber Höhe führte in den Ort. Ich hatte bald Anschluß an einen sehr netten Kameraden gefunden, mit dem ich spazieren ging. Wir faßten beide unseren Aufenthalt als Urlaubsreise auf. Wasser war nicht in den Häusern, wir mußten im tiefen Schnee den Abhang hinabsteigen, am Fließchen das Eis aufschlagen und mit der Wasserkanne wieder hinaus klettern. Mit 41 Jahren machte mir das noch nichts aus. Dann wurde ich einmal als Wachposten eingeteilt. Nachts zwei Stunden, dann vier Stunden Ruhe und noch einmal zwei Stunden. Unser Gelände war mit einem Drahtgeflechtzaun umgeben, innerhalb dessen wir als Einzelposten patrouillieren mußten. Ich muß bekennen, daß ich bei meiner ersten Wache richtig Angst hatte, weil so viel von Partisanen geredet wurde. Im Gelände waren Baumstümpfe, auch Laubhaufen. Das alles sah im Dunklen und bei Mondschein gespenstisch aus und ich glaubte manchmal, da bewege sich doch jemand und rief: "Halt, wer da!" Dann,

tapfer darauf zugegangen, entpuppte es sich als Baumstumpf. Ich war froh, als die Wache vorüber war. 20 Mann wurden eingeteilt zur Partisanenkämpfung, „Jagdkommando“ nannte man das. Sie kamen alle heil zurück. Im ganzen waren es für mich zwei Wochen zum Eingewöhnen, die relativ schön waren.

Bahnwache

Am 18. April 1943 wurde ich mit einem kleinen Trupp, vielleicht zehn Mann, darunter auch Franz S., eingeteilt zur Wache an einer Eisenbahnüberführung. Es war der Abschied von Siwerskaja, und auch den netten Kameraden habe ich nie wiedergesehen. Es fiel mir sehr schwer, denn man weiß, was man hat, aber nie, was werden wird. Man transportierte uns, wohl nicht weit, zu einem Bahnwärterhäuschen, in dem wir es uns so bequem wie möglich machten. Loses Strohlager, Verpflegung wurde irgendwoher gebracht.

Unsere Aufgabe: Standwache auf der Bahnbrücke und Streckenwache 10 Kilometer hin und 10 Kilometer zurück, also täglich 20 Kilometer. Da habe ich gleich gesagt, daß ich das nicht schaffe [unter] Hinweis auf Senkfuß und Schuheinlagen und Fußschmerzen. Nun, ich brauchte nur auf der Brücke Wache zu stehen. Es war aber recht kalt und es wehte ein eisiger Wind. Da habe ich den Mantelkragen hochgestellt – wir hatten schon die Ost-Mäntel mit dem großen Kragen – und habe Handschuhe angezogen.

Es kam jedoch ein Stabsfeldwebel, ein sogenannter 12-Ender, auf den Bahngleisen anmarschiert. Er schrie und gestikuliert schon von weitem. Ich nahm Haltung an und mußte mir anhören, es sei kein Befehl gekommen, auf Posten den Mantelkragen hochzuklappen und Handschuhe anzuziehen. Das sei keine soldatische Haltung. „Machen Sie sofort den Kragen herunter und ziehen Sie die Handschuhe aus.“ „Zu Befehl, Herr Stabsfeldwebel!“ Befehl ist halt Befehl, in Zukunft paßte ich auf, mich nicht wieder erwischen zu lassen. Später stellte sich heraus, daß dieser Stabsfeldwebel unser direkter Vorgesetzter war und eigentlich ein ganz umgänglicher Mensch.

Anja

Zum Saubermachen hatten wir in dem Bahnwärterhäuschen ein junges Mädels aus dem nahe gelegenen Wladimirskaja¹⁴, ein munteres und hübsches Ding. Sie wurde von allen Kameraden poussiert, aber in allen Ehren, versteht sich! Franz S. und ich wurden von ihr eingeladen, sie doch mal zu

¹⁴ Wladimirskaja, Ort südwestlich von St. Petersburg.

Hause zu besuchen. Als Russin schien sie sehr deutschfreundlich zu sein. Also machten Franz und ich uns auf und fanden auch ihr Gehöft. Im Dorf sahen wir, wie gerade deutsche Soldaten ein Rind aus einem Stall zerrten, und wie die armen Bäuerinnen mit erhobenen Händen flehten, ihnen das Tier doch zu lassen. Das war meine erste und wohl einzige Begegnung mit Gewalttaten.

Im Garten sahen wir Anja mit anderen Frauen arbeiten. Wir gingen ins Haus und die vermeintliche Anja kam zu uns in ein kleines Zimmer, einfach eingerichtet, eiserne Bettstelle mit goldenen Knöpfen, kleiner Schrank, Tisch, Stühle, alles sauber. Wir unterhielten uns mit Anja, sie konnte etwas deutsch, ich damals noch kein Wort russisch. Die Unterhaltung kam uns so unpersönlich und fremd vor, gar nicht wie sonst. Nach einiger Zeit öffnete sich die Tür und herein kam – Anja. Die andere war ihre Zwillingsschwester. Wir haben dann noch ein Weilchen geplaudert und sind bald gegangen. Wir hatten auf diesem Wachposten sehr viel freie Zeit.

Tanzfest mit Partisanin

Aber schon am 21. April 1943 wurden wir verlegt, in einen Bauernhof an der Bahnstrecke. Es lagen dort etwa 50 Kameraden. Die Besitzer müssen wohl wohlhabend gewesen sein, es war aber kein Zivilist mehr zu sehen. Ich beobachtete entsetzt, wie meine Kameraden ihre Tornister einfach auf einen schönen polierten Flügel warfen, der natürlich ramponiert wurde. Solches Verhalten, später selbstverständlich, war mir damals noch ein Greuel. Man stumpfte gegen solche Dinge völlig ab.

Ich fragte die dortigen Kameraden, ob sie Wanzen oder Läuse hätten, ich sei neu und hätte noch nie eine Wanze gesehen. “Oh”, sagten sie, “da können wir Dir dienen” und rissen ein Stück Tapete ab. Darunter wimmelte es von Wanzen. Im Schlafraum hatten sie die eisernen Bettstellen in Konservendosen mit Wasser gestellt, damit die Wanzen nicht in die Betten krabbeln konnten. Diese lieben Tiere waren aber schlauer. Sie marschierten an die Zimmerdecke und ließen sich in die Betten fallen. Ich wußte nicht, daß ich dort persönliche Begegnungen mit Wanzen gehabt hätte.

Irgendwelchen Dienst haben wir in dem Hof nicht gehabt. Es kamen aber einige jüngere Kameraden auf die Idee, ein Fest zu feiern. Es war reichlich zu essen und zu trinken vorhanden. Auch Klavierspieler, Trommler und Flötisten und als besonderes Radauinstrument hatten Spezialisten eine Teufelsgeige gebaut: An einem Besenstiel wurden Konservendosen und Topfdeckel und große Nägel befestigt, diese Dinge schlugen beim Aufstoßen des Besenstiels aneinander und erzeugten einen fast melodischen Lärm. An diesem Tage war an der Bahnstrecke eine Frau aufgegriffen worden, die sich nicht richtig ausweisen konnte und nun als

Partisanenweib galt, was sie wohl kaum gewesen sein dürfte. Nun wurde getanzt und diese Frau tanzte tüchtig mit und wurde auch bewirtet. Es war eine Hochstimmung, ohne daß die Veranstaltung in ein direktes Besäufnis ausgeartet wäre.

Am Schluß nahm der Stabsfeldwebel die Frau mit in sein Quartier, ein kleines Haus im Ort. [...] Die Rede ging, daß die Frau am Morgen abgeliefert und wohl als Partisanin erschossen werden würde. Die Gepflogenheiten der SS waren uns damals schon geläufig.

Das 56-Zentimeter-Geschütz

Wir hatten dort fast nur Freizeit. Mit einigen Kameraden machte ich einen kurzen Gang entlang der Bahnstrecke zu einer Abschußstellung der schweren Artillerie, die das nur 30 Kilometer entfernte Leningrad und wohl auch die Festung Sewastopol auf der Krim beschossen hatte, zur Zeit aber nicht benutzt wurde. Es war ein [im] Halbkreis gelegtes Gleis, auf dem das schwere Eisenbahngeschütz grob auf das Ziel ausgerichtet wurde. Die Feineinstellung erfolgte dann am 56-Zentimeter-Geschütz selbst.

Plötzlich hörte man ein Rauschen in der Luft und sah dann ganz kurz den "Koffer" fliegen. Danach hörte man den Einschlag und zuletzt erst den Abschußknall. Also muß die Abschußstelle weiter von uns entfernt gewesen sein, als das Ziel in Leningrad.

Nach Luga

Am 24. April 1943 wurden wir von dieser "Blockstelle 20" abgelöst und kamen vorerst wieder nach Siwerskaja. So hatten wir am 25. und 26. April Gelegenheit, bei herrlichem Osterwetter noch mal diese schöne Landschaft und die Gelöstheit von allen Aufgaben zu genießen. Auch konnte ich noch mal mit dem guten Kameraden, dessen Namen ich nicht mehr weiß, zusammen sein. Meine ersten Kriegssostern, die nächsten waren nicht erwähnenswert. Am 27. April 1943 erfolgte dann der Umzug der Kompanie nach Luga per Bahn. Irgend ein Unteroffizier hatte sich in Siwerskaja Enten zugelegt. Ich sehe sie noch bei der Ankunft am Bahnhof Luga auf der Rampe herumlaufen. In Luga waren wir in einem ehemaligen Wohnblock gut untergebracht. Die Enten wurden gleich in der ersten Nacht von einer umziehenden Einheit gestohlen. Oh, hat der Unteroffizier da geschimpft!

Im Hof des Quartiers waren große Klosettanlagen gebaut worden mit Gruben. Ein Klo für Offiziere, ein Klo für Unteroffiziere und ein Klo für Mannschaften, es hätten 10 Stück sein müssen. So waren dort die Sitten. Es stank entsetzlich nach Chlor, weil Chlorkalk massenhaft verwendet wurde,

um diese Fäkalien aufzulösen.¹⁵ Auf dem Dach des Häuserblocks waren Flakstände aufgebaut, wir haben aber dort keine Luftangriffe erlebt.

Durch Luga lief die große Rollbahn (Autostraße) Süd-Nord. Die Stadt hatte beim Vormarsch sehr gelitten, auch eine schöne große Kirche war zerstört, der Turm stand noch. Unsere Truppen hatten im Kirchenschiff Pferdeställe und Fahrzeuge untergebracht, was ich nicht für geschmackvoll hielt, aber C'est la guerre! Von der Hauptstraße zweigte durch einen Eisenbahntunnel die Tunnelstraße ab, an der unser Quartierblock lag. Außerhalb davon waren fast alle Wege unbefestigt und bestanden nur aus lockerem Sand. Das Gehen, zumal mit Gepäck, war sehr beschwerlich. In Luga war auch eine Lagerstätte von Ölschiefer, der sonst nur an der estnischen Küste vorkommt. [...] Man benötigte sein ausgepreßtes Öl für die U-Boote, weil es schwerer ist als Wasser und keine verräterische Spur hinterläßt. Rieb man zwei Stücke aneinander, fing es an, nach Petroleum zu riechen, man spricht deshalb auch von "Stinkschiefer". Wir hatten irgendwo Scharfschießen mit MG absolviert und marschierten zurück. Der Teufel wollte es, daß ausgerechnet ich zwei schwere Munitionskästen tragen mußte. Ich bekam Milzstechen und Arm- und Rückenschmerzen, aber meine Bitte, mich von dem Gewicht zu befreien, wurde grob abgelehnt. "Nehmen Sie sich zusammen, Schütze K." Vielleicht war das schon der Uffz.¹⁶ R., der später unser Wachhabender wurde.

AKP¹⁷ 551

Schon am 28. April 1943 wurde ein Wachkommando zusammengestellt, zu dem auch ich gehörte. Wir fuhren per Lkw über eine sehr gute Waldstraße, an der am Rande noch umgestürzte russische Denkmäler lagen, und kamen zu einem eingezäunten Gelände, in dem Reparaturwerkstätten für Fahrzeuge lagen. Die Stelle nannte sich AKP 551. Im Wachgebäude reichten die Schlafplätze nicht aus. Man mußte sich hinlegen, wo gerade Platz war. Wiederholt fand ich am Schluß meiner Wachstunden überhaupt keinen Platz. Dann legte ich mich seitlich auf eine Bank und ließ mich von jemandem zudecken, da Bewegung nicht möglich war. Es war hart, aber es mußte eben gehen. Wir patrouillierten zu zweit innerhalb der Einzäumung. Öfters jedoch hatte ich auch Wache am Eingang und stand in einem Schilderhaus. Ich besaß schon ein russisches Wörterbuch und habe gerade bei diesen Wachen eifrig versucht, mir die Anfangsgründe der Sprache beizubringen. Wehe, wenn mich dabei ein Vorgesetzter erwischt hätte! Schweres Wachvergehen!

¹⁵ Chlorkalk löst nicht auf, sondern desinfiziert und bindet Gerüche.

¹⁶ Unteroffizier.

¹⁷ Armee-Kraftfahrzeugpark.

Das Gelände war nach der Talseite zu aufgeschüttet. Gleich hinter dem Wachgebäude fiel der Abhang steil ab in ein feuchtes Tal, durch das ein Weg führte. Ich, wie immer, trotz Strapazen mich als Urlaubsreisender fühlend, nicht etwa als Soldat, wollte in den Wald und kletterte zur Abkürzung den Abhang hinunter, statt von vorne vom Hauptweg aus in den Weg einzubiegen. Dann hätte ich nämlich das Schild gesehen: "Vorsicht, vermint!" Und so machte ich sorglos meinen Spaziergang und Gott hat wieder seine Hand über mich gehalten, es ist nichts passiert. Aber als ich später mal das Schild entdeckte, war mir doch, wie dem Reiter über dem Bodensee. Später – mit mehr Osterfahrung – getraute ich mich nicht mehr, allein in einen Wald zu gehen. Überall lauerten Partisanen.

In Erinnerung habe ich auch noch ein anderes Quartier, das muß auch in dieser Zeit und Gegend gewesen sein. Es war ein unfertiger Rohbau und zu unserer Liegestätte mußten wir mit einer langen Leiter steigen. In der Nähe war auch eine Arztstelle. Dort bekamen wir eine der zahlreichen Impfungen gegen Ruhr, Flecktyphus u.ä. Im ganzen sind 24 Impfungen in meinem Soldbuch eingetragen. Weil mir eine dieser Impfungen nicht bekam und ich ganz krank war, wollte man mich ins Lazarett stecken. Da habe ich aber schnell wieder so getan, als ob es mir recht gut ginge, denn im Lazarett wird einem alles Gepäck abgenommen, das geht irgendwie verloren und man wird nachher an die Front geschickt. Diese Wache dauerte bis zum 15. Mai 1943.

Ab dem 16. Mai waren wir wieder in Luga bei unserer Kompanie. Dort versuchte man, uns die Zeit zu vertreiben mit gelegentlichen kleinen Märschen. Wir gehörten zum Nachschubbataillon 551. Diese Nachschubtruppen unterstanden keiner Division, sondern direkt der Armee, in unserem Fall der 18. Armee. Sie wurde von dem berüchtigten General S. befehligt, einem harten und rücksichtslosen Soldaten, der einerseits keine Schlamperei duldete, aber andererseits in seiner Selbsteinschätzung zu weit ging. War zum Beispiel eine Straße, auf der er gerade fuhr, verstopft, dann ließ er einfach ein paar Fahrzeuge umkippen, um für sich Weg zu schaffen. Er war allgemein gefürchtet. Später fiel er in Ungnade und wurde nach Schlesien versetzt. Unsere Armee war danach die 16. und das Bataillon hieß 550.

Ich hatte ab dem 16. Mai viel Freizeit und spazierte gern durch den dichten Kiefernwald, trotz schweren Gehens durch den tiefen Sand. Da sah ich mal einen früheren schloßartigen Herrensitz, ganz in weiß, sehr imponierend. Er war von den Sowjets als Ferienhaus genutzt worden.

In diesen Tagen erreichte mich mit der Feldpost die Nachricht vom Ableben meiner Zweitmutter, Anna, geb. H., gestorben [am] 18. Mai 1943. Nach all den unerfreulichen Dingen aus meiner letzten Zeit in Godesberg, das ich Ende Juni 1923 verlassen hatte, war mir in all den Jahren die Erkenntnis gekommen, daß ich selber auch einen großen Teil Schuld an dem schlechten Verhältnis zu Mama trug und daß Ursache und Wirkung

sich hier etwa das Gleichgewicht hielten. Mary und ich hatten sie und Ilse im Sommer 1941 zu uns eingeladen. Mama war da schon so schwach, daß ich sie im Hause die Treppe hinauftragen mußte. Es war ein unbeschwertes Zusammensein die paar Tage lang, so daß man also von einer vollen Versöhnung sprechen konnte. Ich habe nach dem Kriege an ihrem Grab in Werlau gestanden und habe sie um Verzeihung gebeten, wo ich gefehlt hatte. "Und vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unseren Schuldigern." Nun traf mich die Nachricht von ihrem Heimgang doch hart.

Aber Urlaub zur Beerdigung bekam ich nicht, ein bestätigtes Telegramm lag nicht vor, nur der Brief. Der betreffende Offizier meinte auch, die Reise sei nicht zweckmäßig, weil ich doch erst so kurz im Felde sei und sowieso zu spät zur Beisetzung käme. Und auch meine Sorge, bei der Rückkehr meine Einheit nicht wiederzufinden, die mir doch schon ein gewisser Halt geworden war, ließ mich von dem Gedanken, zu reisen, Abstand nehmen.

Muni-Wache¹⁸ Luga

Am 4. Juni 1943 wurden wir zur Muni-Wache eingeteilt. Nahe Luga war ein eingezäuntes Waldgelände als Muni-Lager eingerichtet. Wir waren nur acht Mann und hatten fortlaufend zwei Stunden Wache, danach vier Stunden Ruhe, wieder zwei Stunden Wache, vier Stunden Ruhe. Von den vier Stunden Ruhe ging ab erstens der Weg vom Stellplatz zur Wachstube, zweitens waschen, Verpflegung fassen, essen. Also [blieben] höchstens drei bis dreieinhalb Stunden Schlafzeit. Das ging so bis zum 26. Juni. Wir waren alle vor Erschöpfung völlig ausgepumpt. Unsere Aufgabe war: Zwei Einzelposten mußten innerhalb der Umzäunung entgegengesetzt patrouillieren. Irgendwo begegnete man sich. Oder man hatte Standposten an einem Eingangstor, an dem aber kein Verkehr war. Der Laufposten war, wenn die Müdigkeit nicht gewesen wäre, angenehm. Ich liebte ja die Natur. Nachts war es noch bis 23 Uhr und morgens schon ab 2 Uhr taghell. Außerhalb war an einer großen Stelle ein Sumpfgelände. Darin lärmten die Rohrdommeln so laut, daß man sein eigenes Wort nicht verstehen konnte, das ist wörtlich zu nehmen. Auch traten wiederholt Elchkühe in die Suhle, aber nie ein Geweihter.

Nun hatten wir als Wachhabenden den Unteroffizier R., einen ausgesprochen böartigen Menschen, einen Tschechen [Sudetendeutschen], der bemüht war, uns Deutsche zu schikanieren. Wenn ich Standposten hatte, vergingen die zwei Stunden natürlich sehr langsam und ich hatte mir ein Stöckchen geschnitten, mit dem ich im Sande malte. Der Wachhabende R. kontrollierte die Posten, indem er sich kriechend anschlich und mit einem Male aufsprang und den Posten anschrie. Ich hatte ihn natürlich rechtzeitig

¹⁸ Munitionswache.

bemerkt. Nach der Wachordnung hätte ich nach dreimaligem Anruf auf ihn schießen müssen. Man hatte uns bei der sogenannten Vergatterung gesagt: "Wenn Ihr Schießen müßt, dann schießt den gleich tot, damit Ihr keinen Ärger bekommt." Als Unteroffizier R. mein Stöckchen bemerkte, stempelte er das als Wachvergehen, als Ablenkung von der Aufmerksamkeit. Er hatte mich sowieso irgendwie auf dem Kieker. Erst schnauzte er mich sofort gründlich an, ich war damals noch weich gegen solche Behandlung, dann ließ er die ganze Wache antreten, ohne Handschuhe, die der Mückenplage wegen unentbehrlich waren. Er ließ uns minutenlang "stillgestanden" stehen, so daß wir ganz zerstoichen waren, weil wir die Mücken nicht abwehren konnten. Dann machte er mich vor allen Kameraden tüchtig herunter. Deren Zorn richtete sich aber nachher nicht gegen mich, sie haßten alle den R., ich war nur sein Opfer.

Die Mückenplage war in dem Gelände enorm. Ohne Lederhandschuhe im Sommer und dauerndes Tragen des Mückenschleiers war kein Auskommen. Im Lager war ein riesiger Trichter von 20 Metern Durchmesser Ein Volltreffer auf einen Muni-Stapel vor unserer Zeit hatte Baum-schäden [im Umkreis von] 200 Metern [...] verursacht. Sprengstücke lagen bis 2.000 Meter [entfernt]. Es war ein interessanter Anblick.

Trotz der wenigen Freizeit hatten wir noch Lust, auf Eichhörnchen zu schießen, die dort in großer Zahl herumkletterten. Ich traf mal eins und jemand briet es sich. Es schmeckte aber nach Harz. Ein Kamerad, auch ein Tscheche aus dem Sudetenland, hatte nach seinen Angaben zu Hause von Wilddiebereien gelebt. Seinen sonstigen Beruf verriet er nicht. Er hatte einen eigenartigen Kopf, sah aus wie ein Kater. Der schoß mal einen Dachs. Das Fell schickte er nach Hause und das Fleisch gab er russischen Kriegsgefangenen, die aber nicht zu uns gehörten. Sie waren sehr dankbar dafür: Die Trichinengefahr schreckte sie nicht. Als ich mal Standwache an einem anderen Tor hatte, nachts, näherten sich mir im Halbdunkel drei Männer in Uniform. Ich nahm sofort mein Gewehr zur Hand und rief: "Halt stehen bleiben!" Die drei kamen aber näher, ich wurde nervös. Aus ihren Worten entnahm ich, daß es Soldaten waren, die sich verspätet hatten und durch das Muni-Lager hindurch ihren Weg ins Quartier abkürzen wollten. Ich ließ sie dann durch. Nach Vorschrift hätte ich schießen müssen. Aber ich danke Gott, daß ich mein Gewehr nie auf einen Menschen, Freund oder Feind gerichtet habe. Ich könnte mit solcher Schuld nicht leben. Aber was wäre gewesen, wenn die drei Partisanen gewesen wären, die hätten mich lautlos umgebracht. Unser Wachlokal lag an einer breiten "Straße": ungepflasterter Sandweg, in der Nähe einer russischen Kirche, in der zu Pfingsten ein gut besuchter Gottesdienst war, den ich aber nicht stören wollte. Die Kirche habe ich mir aber doch mal von innen angesehen. Dagegen hatten die Russen nichts. Aber meist lagen wir in der Freizeit völlig erschöpft auf unserem Lager.

Teichowo

Am 26. Juni 1943 wurden wir endlich abgelöst und kamen zur Kompanie zurück. Da es hieß: "Morgen geht es zu einer neuen Wache", und jeder fürchtete, wieder mit dem R. zusammensein zu müssen, besprachen wir uns und mehrere von uns, auch ich, gingen zu dem zuständigen Vorgesetzten. Dort baten wir, uns einem anderen Wachhabenden zuzuteilen, da Unteroffizier R. uns sehr schlecht behandelt habe, usw.

"Ja", sagte der Feldwebel, "den R. kennen wir, ich teile Euch anders ein. Zwei Vorschläge: Ihr könnt nach Wiriza, da habt Ihr es gut, eine ruhige Wache, 12 Mann, also genügend Ruhepause, das ist weit hinter der Front, da fällt kein Schuß. Oder Ihr geht nach Teichowo, ein Benzinlager, das liegt 5 Kilometer hinter der Front, da schießt der Russe gern mal rein." Da überlegten wir: wenn wir das angenehme, ungefährliche wählen, gelten wir als Drückeberger und Feiglinge, also sagen wir: "Teichowo!"

Und so ging es am 27. Juni mit der Eisenbahn nach Teichowo, über Dno, durch ein Partisanengebiet, in dem sich an die 10.000 Partisanen herumtreiben sollten, Richtung Nowgorod. Nach einigen Tagen erreichte uns in Teichowo die Nachricht: "Oberleutnant O. in Wiriza im Wachlokal mit 15 Mann durch Bombenvolltreffer gefallen." Da hatte ich wieder die Gewißheit, daß Gott seine Hand über mich hielt und empfahl mich weiterhin seiner Gnade. Wir hatten als Wachhabenden einen Obergefreiten, einen sehr netten Kameraden, der auch später noch eine Weile in unserer Nähe war. Abends im Dunkeln trafen wir in Teichowo ein und fanden in einem Haus, das offenstand und [in dem] kein Mensch war, ein Nachtlager, allerdings ohne Stroh. Am Morgen konnten wir uns notdürftig waschen. Ob es irgendwo Kaffee gab, weiß ich nicht mehr.

Wir zehn oder zwölf Mann erfragten dann den Weg zum Benzinlager. Teichowo ist ein kleines Dorf, vielleicht sogar nur [ein] Ortsteil von Grigorowo, das einen größeren Bahnhof hat. In Grigorowo befand sich auch ein Wasserturm, ähnlich denen, die ich später im Vogtland kennenlernte, ein hohes Eisengestell, auf dem oben ein ballonartiger Wasserbehälter angebracht war. Nun begab sich vor unserer Zeit, daß jedes Mal, wenn auf dem Bahnhof Grigorowo ein Zug einlief, der Bahnhof von den Russen beschossen wurde. Nowgorod und die Frontlinie waren ganz nahe. Es hatte sich herausgestellt, daß zwei Russen mit einem Funkgerät sich oben auf dem Wasserturm versteckt hatten und die Feuerüberfälle veranlaßten. Die hat man dann herunter geholt und jedenfalls erschossen, und das mit Recht.

Das Benzinlager Teichowo lag auf einer flachen Erhebung mitten in einem Sumpfgelände. Alle Wege waren dort künstlich aufgeworfen mit Sand. Grub man mit dem Spaten, dann kam schon nach einer dreiviertel Spatentiefe braunes Moorwasser. In dem ziemlich großen Terrain befanden sich das Benzinlager, das wohl den meisten Platz in Anspruch nahm, eine

Poststelle, eine Bäckereikompanie, Reparaturwerkstätten, eine Ari¹⁹-Abteilung mit zwei französischen 17,2-Geschützen und eine Finnen-Wache mit einem sehr netten finnischen Unteroffizier, der Alex hieß, mit dem wir aber weiter nichts zu tun hatten. Nach der Ankunft fanden wir bald unsere Baracke und traten auf dem sauber mit Sand bedeckten weiten Vorplatz, der mit Birkengrün gegen Fliegersicht getarnt war, an. Wir hatten als Wachhabenden einen Obergefreiten, einen sehr netten Kameraden, der auch später noch eine Weile in unserer Nähe war. Unser Obergefreiter ging hinein und meldete unsere Ankunft an. Der Leiter, Unteroffizier H., kam heraus. Der Obergefreite kommandierte: "Stillgestanden!" und setzte zur vorschriftsmäßigen Meldung an. Da stemmte H. beide Arme in die Hüften und sagte laut: "Ja, seid Ihr denn verrückt?" Wir erstarrten vor Schreck: Was haben wir denn nun schon wieder falsch gemacht? Denn unsere Erfahrungen mit Unteroffizieren waren nach dem Beispiel mit R. nicht gerade gut. Da fuhr H. fort: "So was gibt's bei uns hier nicht, wir sind alle Kameraden, ich heiße Willi und wie heißt Du?" Das war ein verheißungsvoller Beginn. Nun folgte unsere Einweisung. Unser Obergefreiter wurde mit zehn Mann an eine andere Stelle geschickt, wo ein richtiges Wachlokal war und sie dann den üblichen Wachbetrieb aufzogen. Zwei Mann bekamen Quartier in der Baracke, die zwei Räume hatte: Einen als Wohn- und Dienstraum für den Leiter Unteroffizier H. und den anderen als Quartier und Büro für uns zwei. Mein Kamerad war tagsüber auf dem Bahnhof beim Verladen und Abladen von Benzinfässern für das Lager tätig und kam mit den Transporten zum Lager. Die Fässer wurden auf stabilen Balkenunterlagen in dem Waldgelände gestapelt, jeder Stapel 50 Meter von dem nächsten entfernt. Das alles besorgten russische Kriegsgefangene. Meine Aufgabe war der Telefondienst. Meine Telefonnummer lautete: Cäsar/Nordpol, [war] also chiffriert. Anrufe erhielt ich von irgendwelchen Einheiten, auch unter Chiffre, zur Bestellung von Benzin und Diesel. Das mußte ich notieren und täglich kam jemand, der diese Bestellungen mitnahm und mir auch andere Aufträge zu Anrufen gab. Es war weiter nicht aufregend.

Und nun kam mir der verwegene Gedanke, nach Hause zu telefonieren. Ich meldete das Gespräch mit der Nummer von Nachbar Z. abends an, weil nachts die Leitungen nicht so besetzt waren. Gegen 24 Uhr meldete sich das Amt Frankfurt/Oder: "Was ist mit dem Anruf?" Ich bat um Weiterleitung und blieb die ganze Nacht wach. Früh um 5 Uhr klingelte es: "Hier Magdeburg, legen Sie sofort auf, gehen Sie aus der Leitung, der General ist in der Leitung." Damit endete mein Versuch, mit zu Hause zu sprechen. Schade, es war ein kurioser Einfall.

Aber die Feldpostverbindung hat auch hier gut geklappt. Ich schrieb viel, hatte ja Zeit und freute mich über jede Nachricht. Als Süßschnabel

¹⁹ Artillerie.

vermißte ich aber Schokolade, die es natürlich dort nicht gab. Mary schickte mir zwar welche, aber ich wollte das verbilligen und bat um Kakao, den ich dann mit Zucker mischte und trocken im Munde zergehen ließ. Verpflegt wurden alle Dienststellen des Komplexes wohl von einer Stelle aus. Warm- und Kaltverpflegung wurde von irgendwoher gebracht. Sie war nicht gerade hervorragend, aber ich hatte einen Sack Kartoffeln organisiert und wenn ich vormittags erfuhr, daß es Mittag Pellkartoffeln gab, dann schälte ich Kartoffeln und rieb sie auf einer selbst gemachten Reibe: in eine aufgeschnittene Konservenbüchse hatte ich mit Nägeln Löcher eingeschlagen. Kamen dann die Pellkartoffeln, meist mit Sauerkohl, dann wurden diese schnell gepellt, zerquetscht und mit einem Drittel zu zwei Dritteln zu Klößen geformt und gekocht. Das war für uns zwei Mann. Hinter der Baracke hatten unsere Vorgänger einen Garten angelegt. Wegen des Sumpfgeländes lagen die Wege hoch und die Beete tief, es waren vielleicht 30 Quadratmeter. Hier wuchs Kopfsalat, auf den ich mich schon gefreut hatte. Aber bald hatten andere den Salat entdeckt und nahmen ihn restlos mit. "Du brauchst keinen Salat", hieß es.

Als wir in Teichowo angekommen waren, wußten wir noch nichts von dem Wasserturm in Grigorowo und waren angewiesen auf das brackige²⁰ Wasser aus einem Sumpftümpel, in dem sogar Ratten schwammen. Aber irgendwie war ab dem nächsten Tag immer ein Faß mit frischem Wasser vorhanden.

Den Vorgesetzten, Unteroffizier H., bekamen wir kaum mal zu sehen, er war immer unterwegs, er hatte nämlich eine Freundin in Truschenik, bei der er schlief. Manchmal kam Maria auch mit anderen Frauen zusammen zum Lager. Ich hatte ja meinen beziehungsweise Marys Fotoapparat, eine 6 mal 9 Vogtländer Bessa, mit und habe die ganze Gesellschaft geknipst.

Man saß dann auf dem geräumigen Vorplatz vor der Baracke an geschickt gebauten Tischen und Bänken, ganz im Grünen. Das ging aber nur, wenn an manchen Tagen die Luft mückenfrei war. Adele ging mit dem Unteroffizier. Alex von der Finnen-Wache. Ich hätte mir gut eine von den Frauen anlachen können, aber daran lag mir nichts. Es war auch so, daß das Bedürfnis nach "Trallala" allgemein recht schwach war. Es hieß, daß man den Soldaten etwas Entsprechendes ins Essen machte.

Es ging mir in den Wochen in Teichowo ausgezeichnet, an das Soldatenleben hatte ich mich schon angepaßt, es war wie ein richtiger Urlaub. Versuche, im Walde die reichlich wachsenden Heidelbeeren zu pflücken, scheiterten [allerdings] an der Sumpflage und vor allem an den Mücken. In der Baracke hatten wir alle Fenster mit durchsichtigen Papiersäcken zugenagelt und vor der Tür war eine Sack-Portiere. Aber an manchen Tagen war es draußen nicht zu ertragen, die Mücken waren groß, ca. anderthalb Zentimeter und stachen wild.

²⁰ Ungenießbar.

In der Nähe war ein Bauernhof, da wohnten zwei sehr nette Mädels, die arbeiteten in einer der Dienststellen im Lagerkomplex, vielleicht in der Bäckerei. Sie kamen morgens mit dem Lkw, der täglich einen Trupp Kriegsgefangene brachte, die in den verschiedenen Stellen beschäftigt wurden. Wenn sie vom Lkw abstiegen, stürzten sie wie wild auf ein Fenster zu, wo wir für sie Zigarettenstummel hinlegten. Später, als ich selber Kriegsgefangener war, habe ich gelernt, dafür Verständnis zu haben. Mit den Mädels setzten wir uns gern auf unseren Vorplatz hin und versuchten gegenseitig, uns zu verständigen. In die Räume nahmen wir sie nicht mit, es ging alles ganz ehrbar zu. Sie gingen auch in den Wald und sammelten Heidelbeeren. Es störte sie nicht, wenn sie überall zerstoichen waren. Wir gaben ihnen Zigaretten für die Beeren.

Einmal bin ich auch mit einem Kameraden zu einem anderen, nahen Dorf spaziert. Da war sogar Tanz. Als Tanzfläche diente eine sehr stabile breite Brücke, etwa 6 mal 6 Meter, die über eine Bachsenke führte. Die Zivilisten, Frauen und auch Männer, standen ringsherum. Es tanzte immer nur ein Paar, meist nur eine Person, diese russischen Tänze mit in die Hocke gehen usw. An einem Hause stand auf der Treppe ein großer Samowar aus glänzendem Messing, und wer wollte, trank dort Tee. Es war wie im tiefsten Frieden, und das wenige Kilometer hinter der Front.

In dieser Gegend war gerade vor kurzem die spanische sogenannte "Blaue Division" abgelöst worden, die 247. (?) Die Bevölkerung hatte unter diesen Spaniern sehr gelitten, sie hatten geraubt und vergewaltigt. Sie waren froh, als wir Deutschen kamen. Wir waren eben doch nicht alle Kriegsverbrecher.

Wolchow-Stock

In der Zeit damals war an der Wolchow-Front die Mode aufgekommen, einen Wolchow-Stock zu tragen. Offiziere und Mannschaften liefen damit herum. Es war ein unsoldatisches Bild und das Tragen wurde dann auch verboten. Ich wollte aber sehr einen solchen Stock haben und fand einen Kriegsgefangenen, der sich darauf verstand. Ich ging mit ihm in den Busch, wo er sich ein geeignetes Holz absägte und er hat dann zwei Tage lang, statt zu arbeiten, in dem Busch gesessen und den Stock wunderschön gefertigt gegen ein halbes Paket Tabak und gute Verpflegung. Als ich Weihnachten 1943/44 auf Urlaub fuhr, konnte ich den Stock mitnehmen und er steht noch jetzt als Museumsstück im Schrank.

Nowgorod

Ich machte auch mal einen Tagesausflug nach Nowgorod. Irgendein Vorgesetzter hat mir das erlaubt, aber keinen Passierschein gegeben, und wer mein Telefon an diesem Tage versorgte, weiß ich auch nicht. Bis zur Stadt war es in meiner Erinnerung eine Stunde oder mehr. Gegen Ende des Weges ging es über eine Stelle, die vom Feinde eingesehen werden konnte und dort war die Straße bis auf 100 Meter mit Netzen und Gestrüpp getarnt. Die Stadt diesseits des Wolchow war total zerstört, kaum mehr als Steinfundamente waren noch geblieben. Es waren wohl Holzhäuser gewesen, die abgebrannt waren. Der Blick auf die andere Flußseite täuschte heile Welt vor, es waren aber auch alles nur ausgebrannte und halbzerstörte Gebäude. Ein trauriger Anblick, diese vordem so schöne und berühmte Stadt. Man hat sie nach dem Kriege wieder aufgebaut. Der berühmte Kreml war auch Teilruine. Im Inneren waren, wie in Luga, Ställe, Garagen und Werkstätten. Das goldene Dach war völlig abmontiert. Von irgend jemandem konnte ich einen Aschenbecher gegen ein halbes Paket Tabak erwerben, der aus diesem Dachmaterial angefertigt war. Der war aber eine Enttäuschung: es war nur eine 1,5 Millimeter starke Kupferplatte, auf die Gold aufgalvanisiert war. Man sagte, der Wert des ganzen Goldes auf dem Dach betrage nur acht Mark. Das wird aber wohl untertrieben sein. Von Kriegsgefangenen wurde mir eine Inschrift in den Ascher graviert. Sehr imponierend war das berühmte Denkmal der russischen Geschichte, das in mehreren Reihen übereinander ringsherum [...] Reliefs der Unterwerfung und Christianisierung und der Zarengeschichte darstellt. Es war wie durch ein Wunder fast unbeschädigt, soll aber später bei unserem Rückzug doch sehr gelitten haben.

Auf der Wolchow-Brücke blieb ich stehen und besah mir alles in Ruhe. Zwei Unteroffiziere, die sich auch da aufhielten, wagte ich anzusprechen (so naiv war ich noch), ob ich die Möglichkeit hätte, mal auf den in der Zeitung beschriebenen Kirchturm zu steigen, von dem aus man in die russischen Siedlungen Einblick hätte. Sie hielten mich zuerst für einen Spion, ich konnte sie aber von meiner Harmlosigkeit und meinem Woher und Wohin überzeugen. Und dann sagten sie: "Da haste aber Glück, das ist unsere Stellung, komm mal mit." Und so konnte ich von da oben durch die Scherenfernrohre sehen, wie die Russen drüben herumliefen, ihre Unterstände und auch die Stelle im Fluß, wo deutsche Soldaten auf einer sumpfigen kleinen Insel sich eingenistet hatten und den Feind beschossen. Diese Heldentat haben sie aber bald mit dem Leben bezahlt. Ich war tief beeindruckt und zehre noch heute von diesem Erlebnis. Das zeigt wieder mal, wie wenig ich mir als Soldat, als vielmehr als Tourist vorkam.

Ja, wir verlebten in Teichowo einen Lenz! Ohne einen Schuß zu hören, außer wenn unsere Ari schoß. Das war einige hundert Meter entfernt von unserer Baracke. Es wurde immer vorher bei allen Stellen angerufen: "Um 11 Uhr schießt die Ari, alle Fenster aufmachen." Nach einigen Schüssen war dann wieder Ruhe. Neugierig, wie ich war, bin ich auch mal zu den Geschützen hingegangen und habe zugesehen. Wenn geladen war, hob der Geschützführer die Hand, das hieß: "Achtung!" Wenn er die Hand hinabwarf, zog der Kanonier eine Leine, dann entwickelte sich am Verschluß Dampf. Es folgte ein gewaltiger Knall, alle Nahestehenden mußten vorher den Mund aufmachen und sich die Ohren zuhalten, dann sah man ein bis zwei Meter vor dem Rohr das Geschoß herausfliegen und schnell verschwinden. An der Rohrmündung hätte man es nicht gesehen. Danach wurde ein bißchen auf die Neugierigen geschimpft und der Spaß war vorbei.

Unteroffizier H.

Wir schlossen uns nachts nie ein, [wir waren] sorglos in einem Partisanengebiet. Gegen 7 Uhr früh standen wir auf, es gab weder Flöhe noch Läuse, aber Wanzen, die krabbelten an der Wand neben meinem Bett. Ich habe sie immer auf einer Stopfnadel aufgespießt und morgens draußen abgestreift und zertreten. Sie störten mich nicht. Früh zwischen 6 und 7 Uhr ging meist die Tür auf und es kamen einige Frauen herein, die brachten eine Flasche Milch oder etwas Butter oder geräucherten Hecht aus dem Wolchow und wir hatten für sie ein Stück Seife, oder ein halbes Brot und manchmal auch eine Flasche mit Benzin hingestellt. Die Frauen hatten uns erklärt, sie benötigten das Benzin für ihre Lampen. Wir erfuhren später, daß sie es in Wahrheit zur Versorgung der Partisanen verwendeten, was ja auch nicht in unseren Sinn war. Das ging so eine Woche lang, dann tauchten plötzlich Feldgendarmen bei uns auf. Das sind die mit den großen Blechschildern vor der Brust. Wir wurden verhört, ob wir der Bevölkerung Benzin gegeben hätten, was wir natürlich entrüstet leugneten. Sie behaupteten, es sei von diesem Lager Benzin an die Russen gegeben worden. Wir konnten mit Fug und Recht sagen, daß wir erst einige Tage hier seien und daß von uns nur Brot und Seife gegen Milch und Butter eingetauscht worden seien. Sie machten Haussuchung bei uns und fanden auch Butter, von der wir behaupteten, sie sei teilweise schon vorhanden gewesen, als wir einzogen, zwei Päckchen hätten wir selber erworben. Dann stellte sich heraus, daß der Unteroffizier H. das Benzin kanisterweise an die Frauen gegeben hatte und einige der Frauen waren auf der Bahnstrecke, die fast der einzige Verkehrsweg in dem Sumpfgelände war, mit diesen Kanistern im Tragekorb aufgegriffen worden. Sie hatten gestanden, das Benzin von Unteroffizier H. erhalten zu haben. Man hielt uns, Gott sei Dank, für

entlastet. Aber der arme Unteroffizier H. wurde verhaftet, verurteilt und endete im Strafbataillon 999 beim Minenräumen.

Narwa

Plötzlich kam Order, unsere Kompanie sei aufgelöst, wir kämen zu einer anderen Einheit nach Narwa²¹, und so mußten wir am 21. August 1943 unser Eldorado verlassen und fuhren per Bahn nach Narwa. Dort kamen wir gegen Mitternacht an und übernachteten im Soldatenheim, nicht ohne vorher einen gehörigen Schlag Erbsensuppe genossen zu haben. Leider ist mir dieses Essen, das ja auch nicht in die nächtliche Stunde paßte, nicht gut bekommen. Mir wurde übel und ich bekam auch etwas Fieber und war am Morgen, als wir mit der neugebildeten Kompanie, die sich dann Nachschubbataillon 2/552 nannte, antreten mußten, krank. Ich meldete mich auch bald krank, durfte aber in dem mir zugewiesenen Quartier, Revaler Straße 23, bleiben. Mir war es gleich, was das für eine neue Kompanie war, ich kannte die Leute von der alten nicht und hatte wegen der fortwährenden Abkommandierungen, die für mich ja stets günstig gewesen waren, auch nur zu wenigen Kameraden der neuen Einheit Bezug. Der neue Kompanieführer – den der früheren habe ich überhaupt nicht gekannt – war Hauptmann E., der beste Offizier, mit dem ich je zu tun hatte: Freundlich, sachlich, menschlich und nicht arrogant. Er sagte vor der angetretenen Kompanie: “Kameraden, ich habe Euch neu übernommen und möchte Euch einsetzen, wo jeder am besten zu gebrauchen ist. Dazu muß ich Euch aber erst kennenlernen. Vorerst mache mal jeder, wozu er befohlen wird, später werden wir dann sehen.”

Ich bekam also Quartier mit etwa sechs Kameraden zusammen in dem netten Holzhäuschen Revaler Straße 23. Unten wohnten die Besitzer, Russen, oben wohnten wir. Die neuen Kameraden waren meist Leute aus dem Sudetenland, meist recht unkomplizierte, [...] gute Menschen. G., einem Sattler aus Reichenbach, gefiel es in Narwa so gut, daß er erklärte: “Wenn der Krieg vorbei ist, ziehe ich hierher und mache mich selbständig.” Er glaubte noch fest an den Endsieg. Über die Auswirkungen der Stalinger Katastrophe hatte man damals sowieso noch keine Vorstellung.

Eingeteilt wurde ich mit zum Schrott verladen, dabei war der größte Teil der Kompanie beschäftigt. Ein riesiger Berg Eisenschrott, auch alte Pkw, lag auf Haufen und mußte verladen werden in Waggons. Auch ich glaubte in meiner Einfalt immer noch an den Endsieg und war entsetzt, wie einige Kameraden ungeniert sagten: “Jedes Kilo Schrott, das liegen bleibt, verkürzt den Krieg.” Solche Stimmen wurden damals schon laut. Ich fühlte mich wirklich elend und habe nicht viel gearbeitet. Also meldete ich mich

²¹ Narwa (estnisch Narva), Stadt (1994 79.000 Einwohner) im Nordosten Estlands.

krank und wurde für eine Woche krank geschrieben, konnte aber machen, was ich wollte. Allein schon diese Anerkennung und Freiheit half mir bald wieder auf die Beine. Ich ging spazieren, sah mich in Narwa um und machte sogar eine Dampferfahrt mit einem kleinen Ausflüglerschiffchen auf der Narwa, einem Flößchen etwa wie die Saale, nach Narwa-Ust, an die Ostsee. [Ich kam] bei herrlichem Sonnenwetter an den Ostseestrand, aber zu baden wagte ich nicht, obwohl der Badestrand voller Soldaten war, wegen des doch kalten Seewassers. Auch hatte ich keine Badehose, und ohne war damals noch nicht Mode. Die Abfahrtzeit meines Schiffchens rückte auch schon näher.

In Narwa stehen zwei Burgen: auf der einen Flußseite die Hermannsfeste, seiner Zeit vom deutschen Ritterorden gebaut, eckig und trutzig mit hohem Bergfried, aber leider Ruine und auf der anderen Flußseite die Iwangerod, eine breit hingelagerte, einem sprungbereiten Raubtier ähnliche Festungsanlage mit dicken Mauern und niedrigen runden Türmen im altrussischen Stil. Leider habe ich diese Burg nicht besichtigen können, aber ich möchte vorwegnehmen, daß wir später bei der Räumung von Narwa aus einem Gebäude gleich neben der Burg Ofenrohre, die dort zu Tausenden gestapelt waren, aus den Fenstern in die Narwa werfen mußten. Als Rückzugsgut waren sie nicht wertvoll genug, sollten aber dem Russen nicht in die Hände fallen. Die Stadt selbst war, außer dem ausgebrannten Schloß, wenig zerstört, ein altes Kleinstädtchen, aber doch für uns etwas fremdartig. In Narwa war auch eine große Tuchfabrik: Krenholm oder ähnlich, die in Betrieb war. In ihrem Gelände war ein zehn Meter hoher und zehn Meter breiter Wasserfall (Zahlen unter Vorbehalt), ein imponierender Anblick, wie das Wasser irgendeines Flusses dort hinunterstürzte, nachdem es im Gebäude Turbinen angetrieben hatte.

Als die Woche herum war, meldete ich mich wieder gesund. Diesmal mußte ich Muni verladen, in oder aus Waggonen. [Es waren] 23,5-Lefha-Granaten, die so gerade meiner Kraft angemessen waren. Als es dann an die 15er ging, war ich schon sehr geplagt. Bei 26ern mußte ich absagen. Aber das schafften auch nicht alle anderen, die Arbeit wurde nicht so ernst genommen.

Mit der Bevölkerung, auch den Hausbesitzern, hatten wir wenig Kontakt. Im Hause haben wir uns stets gut betragen, keine Schäden angerichtet. Es gab in der Nähe eine estnische Familie, die für die Deutschen Wäsche wusch, was ich auch gerne in Anspruch nahm. Ich weiß aber nicht mehr, ob das Entgelt hierfür in Bargeld oder in Eßwaren bestand. Als Geld hatten wir im Osten diese Reichskassenscheine, sie galten überall wie richtiges Geld. Wir besuchten diese Leute auch mehrmals abends und saßen mit ihnen in ihrem schlicht eingerichteten Wohnzimmer und plauderten auf deutsch. Wir brachten Schnaps mit, sie stellten einfaches Gebäck hin. Wie sie sagten, habe ihre Tochter vor kurzem geheiratet, sie sei abwesend. Ihr Mann sei bei der estnisch-deutschen Armee, die mit mehreren Divisionen

(10 und 11. estnische Division) die Leningrader Front mit besetzt hielt. Als die Russen aus Leningrad ausbrachen, waren sie die ersten, die nicht standhielten. Man zeigte uns auch das Schlafzimmer der jungen Leute, das aus ganz modernen, guten Möbeln bestand. Andere Beziehungen über das Wäschewaschen hinaus bestanden aber nicht.

Marketenderei

Dann [bald] hatte sich der Hauptmann entschieden. "Jeder in seinem Fach, der Steinsetzer aufs Dach." Als Bankbeamter wurde ich der Armeemarketenderei zugeteilt für Büroarbeit und war dort bis zum 22. Dezember 1943, zusammen mit teils sehr lieben Menschen, zum Beispiel G., einem gläubigen Katholiken, mit dem ich öfters über religiöse Fragen sprechen konnte, auch hat er mir katholische Kirchenlieder nähergebracht. Aber es waren auch einige unerfreuliche Gestalten dabei, die im Lager arbeiteten. Als ich mich beim Oberzahlmeister R. anmeldete, war seine erste Frage: "Sind Sie auch nicht urlaubsverdächtig?" Das Büro war durch einen langen Tisch in zwei Hälften geteilt. Hinter dem Tisch saßen K., G. und S. (ein recht wenig pastoraler Pastor aus Magdeburg). Vor den Tisch traten die Vertreter der Einheiten, die Marketenderware empfangen wollten. Unsere Aufgabe war [es], die Wunschlisten der Einheiten mit den Möglichkeiten der Marketenderei in Einklang zu bringen. Unser Büroleiter, Unteroffizier G., erhielt vom Lager täglich eine Aufstellung, was vorhanden war und in welchem Prozentsatz die Ware ausgegeben werden konnte, Zum Beispiel.: für zwei Mann eine Flasche Schnaps, pro Mann 50 Zigaretten, für zehn Mann zwei Zahnbürsten usw. Wenn eine Einheit Ware für 145 Mann fassen wollte, dann mußten wir ausrechnen, wieviel sie von allem Gewünschten erhalten konnte, und die Preise errechnen, denn Marketenderware mußte bezahlt werden. Es war eine anstrengende Rechenarbeit, die von G. nachgerechnet wurde, der dann die Empfangenden mit der Liste zur Ausgabestelle ins Lager schickte. Unteroffizier G. war ein umgänglicher Mensch. Er bekam bald Nachricht, daß seine Familie total ausgebombt worden sei, und er war natürlich lange Zeit sehr bedrückt.

Leiter der Marketenderei war Oberzahlmeister R., ein sehr patenter jüngerer Mensch, freundlich bis freundschaftlich zu jedem und immer fröhlich. Wenn man etwas besonders gut gemacht hatte, pflegte er zu sagen: "Das haben Sie aber sauber hingekriegt." Es war sein Standardausdruck. Er hatte als Bürohilfen zwei estnische Mädels, Gerda und Meeri. Gerda war etwas vollschlank, sehr ansehnlich und nett. Es hieß, sie hätte mit R. ein Verhältnis. Ob es so war oder nicht, es hinderte sie nicht, sich gelegentlich in seiner Sicht auf meinen, oder auch einen anderen Schoß zu setzen und zu tun, als ob, um ihn zu provozieren. Ich wurde von Kameraden gewarnt, das Spiel mitzumachen, weil es mir bei R. hätte schaden

können. Aber Gerda war meines Erachtens in Wirklichkeit sehr reserviert. Sie sprach ziemlich perfekt deutsch. Meeri war etwas jünger, kaum 20, sehr munter, albern und im Wesen unseriös. Sie sang gerne deutsche Schlager, zum Beispiel "Roter Mohn, warum welkst du denn schon, | Wie mein Herz sollst du glüh'n | Und niemals vergeh'n." Ich beobachtete sie mal, wie sie mit einer Schar Gleichaltriger aus dem Kino kam und sich auf der Straße laut und unseriös aufführte. Alle anderen waren manierlich. Das hat mein Urteil über sie beeinflusst. Im übrigen war sie gut zu leiden. Ihre ständige Redensart war: "Soweit kommt das noch." Auch trällerte sie gern: "Geh'n Sie weiter, | Sie sind ja nur Gefreiter." Auch sie hatte mit keinem Deutschen ein Verhältnis. Sie vertrug keinen Alkohol und wenn wir spätnachmittags zusammen mit R. unsere "Konsumierstunde" abhielten, dann kippte sie bald um und wurde von G. und mir eingehakt und nach Hause gebracht zu ihrer Mutter. Sie war nach zwei Gläschen völlig erledigt.

Die Marketenderei hatte reiche Vorräte an den schönsten Dingen. [Es gab] Zigaretten [der Marke] "Attika", beste Zigarren, sogar Brasil, viele Schnäpse, auch französischen Weinbrand, wie "Napoleon" [...], auch "Dujardin" und feinste Liköre zum Beispiel "Cointreau" und unseren Lieblingsschnaps, dessen Namen ich leider vergessen habe. [...] Jede Flasche kostete vier Mark. Geld hatten wir genug, weil wir zum Wehrsold noch die Frontzulage bekamen, da wir weniger als 30 Kilometer von der Front entfernt lagen.

Der Dienst begann um 8 Uhr. Die Verpflegung gab es im Gebäude der Kompanie, nahe unserem Quartier. Der Weg zur Marketenderei führte durch den Ort, [er] war sauber, aber mit Katzenkopfsteinen gepflastert. Im Winter, wenn Glatteis war, dann war es ein Kunststück, mit unseren genagelten Schuhen zu gehen. Wir kamen vorbei an der Kathedrale, einer so wunderschönen Kirche, wie ich sie noch nie gesehen hatte. Im echt russischen Stil. Narwa lag ja in Rußland, nicht in Estland.

Zur Mittagspause mußten wir also zur Kompanie zurück, danach war nochmal bis 16 Uhr Dienst. Es kamen nachmittags aber kaum noch Einheiten, so daß wir viel Freizeit hatten. Nach dem Dienst ging oft einer von uns zum Oberzahlmeister, nahm Haltung an und sagte: "Herr Oberzahlmeister, ich fühle mich gewogen, vier Mark springen zu lassen." Er fragte: "Was willst du denn trinken?" Man nannte seinen Wunsch, meist war es ja das Gleiche. "Na, dann laß es Dir geben." Danach versammelten sich wir vom Büro, die beiden Mädels und meist auch noch die "Oberkameraden" vom Lager, zum Beispiel S. und G. beim Oberzahlmeister R. Gläser waren da und dann ging es los, eine Flasche nach der anderen. Aber auch andere hatten Zutritt, zum Beispiel ein ganz unfreundlicher Bayer namens K., der besoff sich meist so, daß er nicht zum Quartier gehen konnte. Wir legten ihn dann auf einen Faß-Wagen, der hatte keinen Boden, nur Räder und da rutschte der Kerl immer wieder durch und wir hatten viel Last mit ihm. Und guten Eindruck wird es bei der Bevölkerung auch nicht

gemacht haben. Es war meist eine ganz ausgelassene Stimmung, aber der Dienst durfte darunter nicht leiden.

Nun kam einmal ein Oberfeldmeister von der OT²², Z. hieß er, der verlangte "Attika"-Zigaretten für seine Offiziere. Das war die beste damals gebräuchliche Zigarette, seine Offiziere wollten nur "Attika" haben. Unteroffizier G. sagte ihm, wir hätten keine "Attika"-Zigaretten. Da bot er zum Tausch eine Flasche Essig an. Darauf ging G. aber auch nicht ein und Z. verschwand. Da sagte ich mir: "Holzauge sei, wachsam!" und ging dem Z. nach und sprach ihn an. Wir wurden einig mit der Flasche Essig. Er beschrieb mir, wo seine Dienststelle lag, ich lieh mir ein Fahrrad und brachte ihm eine Stange "Attika", die ich im Lager gekauft hatte, er bezahlte sie und gab mir ohne Bezahlung eine Flasche Essig. [...] Nun war mir bekannt, daß unsere Kompanie eine Menge Salatköpfe im Garten hatte, aber keinen Essig, um Salat anmachen zu können. Ich ging zu dem Koch und sagte: "Ich habe eine Flasche Essig, was steht dagegen?" "Määnsch!", sagte er; er war ganz weg! "Du bekommst zwei Büchsen Schweineschmalz dafür." Tausch ohne Geld. Die Kompanie konnte nun Salat essen und ich konnte zwei Büchsen Schweineschmalz per Feldpost nach Hause schicken, die auch gut ankamen. Beim nächsten Zigarettengeschäft gab Z. mir Butter, mindestens anderthalb Pfund. Die Butter ließ ich aus, füllte sie in Flaschen und schickte sie nach Hause. Beim nächsten Mal gab er mir Dauerwurst, die ich noch etwas trocknete und auch nach Hause schickte, sie schmeckte aber nicht gut. Danach bot er mit Frischfleisch an, daß ich gar nicht brauchen konnte. Ich fragte ihn, wo er das denn her habe und wie er das alles abzweigen könne. "Ach", sagte er, "das Fleisch bekommen wir als Verpflegung für unsere Juden, die bei uns arbeiten müssen. Denen gebe ich doch nicht das gute Fleisch, die bekommen nur gefallene Tiere." Es war das erste Mal, daß ich mit dem Judenproblem konfrontiert wurde, man hörte kaum einmal etwas von Verfolgungen usw. Ich war [so] entsetzt und erschüttert, daß ich sofort mit diesen Geschäften aufgehört habe. Ich wollte mich nicht mitschuldig machen.

Wenn wir hinter dem Tisch rechneten, und die Vertreter der Einheiten uns zusahen, dann schämten wir uns nicht, große schwarze Zigarren zu rauchen zu 35 Pfennigen das Stück, während an die Truppen nur ganz miese Zigarren und die berüchtigten "Möve"- und "Weichsel"-Zigaretten ausgegeben wurden. Da hat Unteroffizier G. uns in aller Freundschaft untersagt, während des Dienstes diese Zigarren zu rauchen. Es sei gegenüber der Fronttruppe nicht zu verantworten. Das sahen wir ein. Nach dem Dienst durften wir rauchen, was wir wollten, es kostete ja unser Geld. Ich habe in der Marketenderei nie irgendwelche Ware genommen, ohne zu bezahlen. Aber wir hatten gewaltige Inventurdifferenzen, also muß wohl viel verschoben worden sein.

²² Organisation Todt, eine militärisch strukturierte Bauorganisation.

Dann kam einmal Befehl, alle offenen Schnaps- und Weinkisten zuzunageln, um den Schwarzkonsum einzuschränken. Es hatte eine Revision von höherer Stelle stattgefunden. In einem Raum standen zwei große Milchglas-Lampenballons an einer Wand. Diese wurden in Eile mit Schnaps gefüllt und jeder, der vorbeikam, schöpfte daraus. Das habe ich allerdings auch mitgemacht.

Ein Kamerad aus dem Lager wurde beauftragt, ein angebrochenes Faß mit Schnaps auf Flaschen umzufüllen. Ein Schlauch dazu war aber nicht vorhanden. Deshalb wurde das Faß in eine Wanne entleert und aus der Wanne wurden mit Schöpfkelle und Trichter die Flaschen gefüllt. Jeder, der vorüberkam, und mancher machte gern einen Umweg, nahm erst mal einen Schluck aus der Kelle. Anstoß nahm niemand daran. Ich bekam von Oberzahlmeister R. den Auftrag, die etwa 360 leeren Bier-, Schnaps- und Weinfässer, die in diversen Schuppen lagerten, zu inventarisieren, zu zählen, nach Eigentümern und Faßnummern zu ordnen und hatte auch einen Mann dazu zur Hilfe. Das war eine schwierige Arbeit, weil alles so unübersichtlich war, und sie ist auch nie fertig geworden. R.s Nachfolger war nicht interessiert an der Sache.

Oberzahlmeister R. hat sich versetzen lassen, er wollte gern befördert werden. Es war sehr schade, zumal für mich. Er war ein prima Vorgesetzter, ja Kamerad. Mit dem neuen Chef kam ich nicht so gut zurecht, es war eine gegenseitige Abneigung auf den ersten Blick. Die schöne Marketenderzeit war für mich vorüber. um den 20. Dezember 1943 fuhr ich in [den] Urlaub und als ich zurückkam, war die Marketenderei nicht mehr da. Sie war inzwischen nach Taps verlegt worden. G. und S. waren mitgenommen worden. Sie sollen sich angeblich in Taps dem Lotterleben ergeben und sich auch Mädchen angeschafft haben, was ich aber wegen ihrer mir vertrauten Charakteristik nicht glauben kann. Ich habe von all den Kameraden nie wieder jemanden zu sehen bekommen. Es wurde aber erzählt, daß die beiden Mädels von den Russen, die später Estland besetzten, als Kollaborateure verurteilt worden seien. Man hat ihnen die Haare abgeschnitten und sie mißhandelt. Es tat mir sehr leid um sie.

Ich kam nach meinem Urlaub wieder zur Kompanie zurück, hatte aber nur selten Dienst. Es lag nichts mehr vor, der Rückzug stand in Sicht. Einmal hatte ich an einem sehr kalten Tage Nachtwache und bekam einen riesigen Schaffellmantel mit Fell nach außen und schwere Filzstiefel dazu. Es war unerträglich. Ich ging viel spazieren, zum Beispiel zum Gedenkstein der Schlacht bei Narwa 1710 mit Karl X. Bei der Kompanie traf ich wieder mit S., Franz aus Halle zusammen. Er war als Kuhhirte eingesetzt und mußte mit unseren zwei Kühen täglich auf die Weide ziehen. Natürlich nicht jetzt im Winter. Wenn er abends zurückkam, meldete er sich in der Schreibstube: "Schütze Franz S., 1,2 von der Weide zurück." Er war ein Spaßvogel. Ich habe ihn nach dem Kriege in Halle mehrmals besucht und er war auch mal bei mir. Er berichtete mir, daß er als Begleiter einer großen

Gruppe von Ruad²³-Mädels gen Westen gezogen war. Was aus ihnen geworden ist, wußte er auch nicht. Ich habe ihn einmal gefragt: “Franz, wenn es wieder mal losgeht, machen wir da wieder mit?” Da meinte er: “Ooch, dann verlieren die wejen uns den Krieg ooch widder.” Er hatte Humor. Er ging dann in ein Altersheim. Als ich ihn dort einmal besuchen wollte, war er gerade eine Woche vorher verstorben. Ehre seinem Andenken!

In Narwa hätte eine Sache noch böse ausgehen können. Nahe dem Ufer der Narwa lag ein haushoher Stapel Leefha-Munition 23,5 Zentimeter. Der sollte weggeschafft werden, denn der Russe war bereits am anderen Ufer [...]. Also [erfolgte ein] Nachteinsatz. Die Granaten wurden auf Lkw verladen, was natürlich einigen Lärm machte. Dadurch wurde der Russe aufmerksam und schoß einige Leuchtkugeln, wir setzten dann unsere Tätigkeit eine Weile aus. Danach schoß der Feind mit Artillerie oder Werfern herüber, traf aber nichts, weil der Stapel gut getarnt war. Wir bekamen jedoch einen tüchtigen Schreck wegen der gefährlichen Nähe und stürzten uns in einen gleich daneben liegenden tiefen Schutzgraben. Dieser hätte uns aber, wenn der Stapel explodiert wäre, lebendig verschüttet. Ich preßte mich fest an die Vorderseite des Grabens, bis das Schießen aufhörte. Als ich aufstand, hatte ich einen großen Sch...haufen auf der Brust kleben. So eine Schweinerei!! Wir haben dann noch eine Weile weitergearbeitet, aber ich glaube nicht, daß der Stapel vollständig abgetragen werden konnte, in dieser Nacht jedenfalls nicht.

Urlaub

Also ich hatte Urlaub bewilligt bekommen vom 20. Dezember 1943 bis 14. Januar 1944. Die Genehmigung kam aber so spät, daß ich erst am 22. Dezember fahren konnte. Erforderlich war auch ein Entlausungsschein, obwohl wir damals noch keine Läuse kannten. Ich mußte die Uniform und alle Wäsche in die Entlausungsanstalt bringen und bekam die Uniform völlig deformiert und halb verbrannt zurück. Sie wurde mir auf Kammer gegen eine neue eingetauscht, mit der ich mich zu Hause sehen lassen konnte.

Die ganze Habe mußte man mitnehmen, denn es war ja ungewiß, ob man wieder zurückkam an den gleichen Ort. Also trug ich Tornister, Stahlhelm, Wäschebeutel, Brotbeutel, Gasmasken, zwei Patronentaschen mit 144 Stück blank geputzter Patronen, die in Tauroggen abgeliefert werden mußten. Bei der Rückkehr erhielt man aber ganz alte, schmutzige zurück. Stahlhelm, Gasmasken und Gewehr, ich hatte damals eine alte lange Holländerflinte. Außerdem nahm ich meinen Wolchow-Stock mit [...]. Jeder

²³ Ruad: Offenbar Landsers-Jargon für sogenannten “Freiwilligen russischen weiblichen Arbeitsdienst”. Dazu wurden junge Frauen aus den Dörfern zusammengetrieben.

Urlauber erhielt das "Führerpaket" mit Lebensmitteln, gegen fünf Kilogramm schwer. Ein Zahlmeister hatte mir noch eine schwere Schuh-schachtel mitgegeben, die ich in Deutschland als Paket weiterleiten sollte. Er getraute sich gewiß nicht, dieses Paket der Feldpost anzuvertrauen. Um den Hals gehängt trug ich rechts das Führerpaket, links eine Gans, mit Bindfaden zusammengebunden. In Tauroggen war Aufenthalt [gewesen]. Dort standen Zivilisten am Zaun, die boten Gänse an. Pro Stück 100 Mark. Ich nahm eine Gans, sie entpuppte sich zu Hause als ein ganz alter Ganter, nicht weich zu bekommen. Ich verstand nichts von Gänsen und war so stolz auf dieses Mitbringsel. Es hat mir viel Spott eingebracht. Als ich endlich am 24. Dezember abends in Leipzig eingetroffen war, lachten mich Kinder am Bahnhof aus: "Da kommt der Weihnachtsmann!" Am 25. Dezember traf ich endlich zu Hause ein. Die Meinen hatten mit der Weihnachtsbescherung auf mich gewartet und es schlossen sich dann sehr glückliche Wochen an. Wenn nur nicht das Gefühl gewesen wäre, bald mußst du wieder fort, wer weiß, was noch kommt. An den Sieg glaubte schon kaum noch einer. Wir machten Besuch in Priester und in Helfta. Die Rückreise nach Narwa verlief glatt. Als ich im Quartier Revalerstraße 23 angekommen war, war der Kamerad, der über mir geschlafen hatte, auf Urlaub. Ich legte mich in mein unteres Bett. Wir hatten dort richtiges weißes Bettzeug, auch elektrisches Licht. Beim Einschlafen juckte mich etwas im Gesicht, ich faßte hin – das krabbelte ja! Schnell Licht gemacht. Oh, Gott, das ganze Bett wimmelte von 1.000 Wanzen. Ich war entsetzt. Sie fielen in Massen vom oberen Bett herunter auf mich. Die konnte ich nicht alle totmachen. Ich sprang aus dem Bett und wischte welche herunter. Es nützte nichts. Wenn ich Erfahrung gehabt hätte, dann hätte ich das Licht brennen lassen, denn dann verschwinden sie von selbst. So war ich hilflos und tat das Richtigste, was ich tun konnte, ich legte mich wieder hin, hinein in den Wanzenhaufen. Nach einiger Zeit hörte das Krabbeln auf und ich schlief ein, war todmüde von der langen Bahnfahrt. Am nächsten Abend waren es schon weniger Wanzen und am dritten Abend war keine mehr zu sehen. Gebissen hat mich keine, sie wollten mich bloß mal kennenlernen, aber mein Blut sagte ihnen nicht zu.

Einmal nach Dorpat²⁴ und zurück.

Ganz übereilt kam dann der Rückzug aus Narwa. Die Russen waren südlich von Leningrad durchgebrochen. Sie hatten schon immer etwa 50 Kilometer westlich an der Küste einen Brückenkopf, den die unsrigen dummerweise nicht beseitigt hatten, weil unsere Oberen sich noch so siegessicher glaubten. Es bestand aber für alle Fälle eine Auffangstellung in der Gegend von

²⁴ Dorpat, (estnisch Tartu), mit 105.000 Einwohnern zweitgrößte Stadt Estlands.

Kingisep²⁵, die sehr stark gewesen sein soll. Sie hatte sogar Ein-Mann-Panzerbunker. Ich habe mal einen solchen gesehen. Er war so groß wie eine Telefonzelle, aus dickem Stahlbeton. Nun ja, Artillerie oder Panzer hätten ihn gewiß umgekippt. Leider hatte man versäumt, diese Stellung mit Kampftruppen zu besetzen und die zurückflutenden Truppen liefen einfach durch sie durch.

Die estnischen Divisionen vor Leningrad sollen nicht standgehalten haben. Nun war Narwa direkt gefährdet, und drohte, in eine Zange zu geraten. Es lag aber vom Stab noch kein Rückzugsbefehl [...] vor. Die Narwaer Einheiten handelten eigenmächtig. Es sollen sich einige hohe Offiziere bis nach Königsberg abgesetzt haben. Diese wurden dafür degradiert. Auch Hauptmann E. verlor die Nerven und es ging am 5. Februar – an diesem Tage war ich ein Jahr lang Soldat – bei 15 Grad Frost und tiefem Schnee, ohne die Lager zu räumen, mit fünf oder sechs Lkw mit der ganzen Kompanie am Peipussee entlang nach Dorpat. Die Straßenränder waren voller Schnee, die Straßenränder waren mit Stöcken markiert. Während alle Wagen Verdecke hatten, war ein Gepäckwagen ohne Plane und ausgerechnet auf diesen mußte ich klettern als Gepäckwache. Die hintere Klappe war außerdem hinten ausgeschnitten in der Mitte, so daß der aufgewirbelte Schnee und der Wind ungehindert ins Wageninnere geschleudert wurden. Da saß ich armes Würstchen nun auf Tornistern und meine Beine waren all den Unbilden ausgesetzt.

Ich habe jämmerlich gefroren, habe dann geräumt und meine Beine unter Gepäck versteckt. Auch konnte ich mich mit einer Decke etwas schützen. Aber ich merkte, daß es so nicht weiterging und ermannte mich und kramte aus meinem Tornister meine Pelzweste, die anzuziehen ich nicht für nötig gehalten hatte. Ich zog im Wind den Mantel und den Waffenrock aus, die Pelzweste an und Rock und Mantel wieder drüber. Das mußte ganz schnell gehen. Danach ging es mir etwas besser. Zum Glück schneite es nicht. Wir fuhren zur Abkürzung sogar ein Stück über den fest zugefrorenen Peipussee und kamen erst im Dunkeln in Dorpat an. Was für ein Quartier? Ich weiß es nicht mehr, war zu erschöpft. Dann blieben wir einen Tag in Dorpat, ohne Beschäftigung. Am 6. Februar abends [kam der] Befehl: “Morgen früh alles zurück nach Narwa!”, der Rückzug war nicht befohlen worden. Hauptmann E. soll auch eine tüchtige Abreibung erhalten haben, er blieb aber bei uns. Am 7. Februar 1944 ging es also den gleichen Weg wieder zurück nach Narwa, aber nicht in die Ortsgegend, die wir kannten. Es mußten die Vorratslager geräumt werden und wir hatten dazu nicht, wie später im ABA²⁶, Hiwis zur Verfügung. Hiwis, Hilfswillige, sind russische Kriegsgefangene, die sich freiwillig zur Hilfsarbeit bei den deutschen Truppen gestellt hatten. Sie durften aber nicht zu Arbeiten eingesetzt werden, die den Kampf gegen ihr Heimatland direkt begünstigten,

²⁵ Kingisep, Stadt (62.000 Einwohner) westlich von St. Petersburg.

²⁶ Armeebekleidungsamt.

sie wurden aber trotzdem sogar bei Munitionstransporten usw. eingesetzt. Unsere höheren Stellen richteten sich nicht nach solchen Vereinbarungen. Man hat ja sogar Truppentransporte mit Lazarettzügen durchgeführt.

Ich geriet in ein Lager mit Mehlsäcken, die auf Lkw verladen wurden. Ich habe es ehrlich versucht, bin aber gleich mit dem ersten Sack zusammengebrochen, und war nicht zu gebrauchen. Es hat mir aber keiner verargt. Am nächsten Tag wurden Kisten verladen, das ging schon besser. Dazwischen schoß die russische Ari nach Narwa hinein und Flieger bombardierten den Bahnhof, auf dem ein Teil unserer Kompanie verladen mußte. Dabei wurden dem größten und stärksten Kameraden beide Beine abgerissen. Wir waren erschüttert, hatten doch alle bis dahin noch keinen Krieg erlebt. Der Einsatz dauerte vom 7. bis 14. Februar. Wo wir schliefen, und wo und wie wir gepflegt wurden, ist mir entfallen.

Am 14. ging es per Lkw über eine unbekannte Straße zu einem fremden Bahnhof. Diesmal saß ich geschützt an der linken Seite auf dem Lkw-Boden. Da gab es plötzlich einen gewaltigen Knall, die Plane zerriß, es flogen zischend Splitter durch die Luft, aber niemand war verletzt. Der Lkw hielt sofort. Irgendein Geschöß war direkt neben dem Lkw an der linken Seite eingeschlagen und hatte ein metergroßes Loch ins Pflaster geschlagen. Der Wagen konnte sogar weiterfahren, wir waren noch mal mit dem Schrecken davongekommen. Auf dem bald erreichten Bahnhof stand ein Zug mit offenen Wagen, der aus ankommenden Lkw mit Schlitten und Ski-Geräten beladen werden mußte. Zwei geschlossene Waggons standen uns als Quartier zur Verfügung. Demnach kann es nicht die ganze Kompanie gewesen sein, dazu wären zwei Waggons zu wenig gewesen. Nach kurzer Zeit kamen russische Flieger und bombardierten den Bahnhof. Neben dem Bahnhof war ein großes Gebäude als Lazarett eingerichtet. Dieses erhielt mehrere Treffer und es soll Verluste bei den armen Verwundeten gegeben haben.

Als der Angriff begann, sprangen wir alle schnellstens vom Zuge herunter und flüchteten in den angrenzenden Wald. Es war aber kahler Laubwald, in dem wir für die Flieger gut sichtbar waren. Zwei Bomber überflogen mehrmals den Wald, in dem wir uns in den hohen Schnee und hinter Bäume geworfen hatten. Sie schossen mit ihren MG wild auf uns los. Es ist ein unangenehmes Gefühl, wenn man so direkt auf sich zu und in geringer Höhe diese Spritzen spucken sieht. Sie ließen dann jedoch bald von uns ab.

Von uns Deutschen war keiner getroffen, aber zwei oder drei russische Hilfwillige waren verwundet. Weil weitere Angriffe zu befürchten waren, wurde der Zug, der nicht beschädigt worden war, mit uns allen so schnell wie möglich aus dem Bahnhof herausgefahren und wir landeten irgendwie wieder in Dorpat, diesmal legal.

In Dorpat

In Dorpat tauchten auch wieder Franz S. auf und M. und der dritte aus Halle. In irgendeinem Gebäude bekamen wir Quartier und gammelten einige Tage ohne Dienst herum. Ich aber wurde schon am 15. Februar 1944 vom AVL²⁷ angefordert, blieb aber nur einen Tag. Es war eine rein schwäbische Einheit und als der Leiter erfuhr, ich sei ein Preuße, schob er mich sofort wieder ab und sagte: "Ich will ein rassenreines AVL haben." So waren dort die Sitten. Danach forderte mich sogleich das ABA 550 an und damit begann meine nächst Teichowo schönste Zeit meines Soldatenlebens. Dorpat war eine schöne mittelgroße Stadt mit einigem Sehenswertem, aber kein Einkaufsbetrieb, das lag alles still. Die Stadt liegt auf beiden Seiten des Embach, der aus einem kleinen Hügelland kommt, den Wirzsee durchfließt und in den Peipussee mündet, etwas schmaler als die Saale. Dorpat hatte ein großes Kino mit 1.000 Plätzen, ein Theater und eine Universität im Barockstil. Auf dem Domberg war eine alte Kirchenruine, gotisch, schon seit 1250 (?) als Ruine erhalten, davor ein freier Platz, auf dem Konzerte gegeben wurden, ich glaube, [es gab auch] auch Restauration. Aber das Bier war knapp und auch sehr dünn, man nannte es Pissolin. Der Bierverleger L. wohnte in einer alten engen Straße und gab auch an Gäste seinen Gerstensaft aus. Vom Domberg hatte man einen herrlichen Blick auf die Stadt und konnte auch die ehemalige Telefonfabrik liegen sehen, ein riesiges Gebäude, in dem das ABA das Lager und das Büro hatte.

ABA 550

Leiter war Stabszahlmeister L., ein korpulenter, strammer Herr, sich sehr streng, aber gerecht gebend. Er duldete keinen Widerspruch, war glühender Nazi und Russenverächter. Wenn man ihn richtig nahm, konnte man mit ihm auskommen und er hat mich von Anfang an geschätzt. Er hatte einen Stab von drei Oberzahlmeistern zur Seite: B., M. und S., die jeder ein Ressort verwalteten, und noch einige deutsche Soldaten in seinem Büro. Dazu zwei russische "Damen" muß man sagen, Tamara, eine Direktorentochter aus Leningrad und Josepha, auch eine vornehme Erscheinung, die allerdings mit Oberzahlmeister B. zusammenlebte, während Tamara zwar sehr nett und lieb, aber völlig tabu war. Die Verwaltung der diversen Lagerräume und Werkstätten unterstand einem Schwarm von Unteroffizieren, die meist recht nett waren, vor allem kameradschaftlich. Im Büro saß auch der Obergefreite Bruno H., mit dem ich mich bald eng anfreundete. H. kam einige Tage nach mir zum ABA und zwar nicht wie ich, als

²⁷ Armeeverpflegungslager.

Kommandierter, sondern er war von seiner Einheit direkt dorthin versetzt, also Angehöriger des ABA geworden. Er war im Zivil[leben] Verwaltungsangestellter und arbeitete nach dem Kriege beim Berliner Arbeitsamt. Wenn ich arbeitslos geworden wäre, hätte er mir eine Anstellung verschaffen können, allerdings nur im unteren Rang, bis 300 Mark. H. bearbeitete irgend etwas im Chef-Büro des ABA, es war ja alles geheim. Nach dem Dienst waren wir unzertrennlich, machten schöne Spaziergänge im Ortsbereich, z. B. auf der Embach-Promenade, oder zum Domberg oder ins Kino. Gerne gingen wir auch schwimmen, das schöne Dorpater Schwimmbad lag direkt unter dem ABA-Gebäude und war durch einen steilen Richtweg schnell zu erreichen. Oft gesellte sich auch der Gefreite H. zu uns, auch ein recht netter Mensch, der allerdings im Ort seine Amouren hatte und viel mit Brot unter dem Arm unterwegs war.

H.s Frau und Tochter wurden in Berlin (oder Hamburg???) total ausgebombt und lebten eine Zeitlang in Süddeutschland, aber nach dem Kriege hatten sie eine Wohnung in Berlin-Steglitz, wo meine Tochter sie auch mal besucht hat. Von Weihnachten bis Silvester 1954 waren H.s alle drei bei uns zu Besuch. Die nette Verbindung verlor sich später. Bruno ist, wie seine Frau mir schrieb, schon 1962 verstorben, er war herzleidend.

Es passierte mir, daß ich in der Stadt mal an zwei Offizieren vorüberging, die die damals üblichen Gummimäntel trugen und ich zu spät erkannte, daß das Offiziere waren und wohl nur einen Schritt, statt drei Schritte vorher die Hand an die Mütze legte, angeblich auch zu früh mit dem Gruß aufhörte. Sie schnauzten mich an, beschlagnahmten mein Soldbuch, damit ich nicht entwischen konnte und ich mußte am nächsten Tag auf einem großen Hof grüßen üben. Irgendein Unteroffizier stand in der Mitte, ich und verschiedene andere Opfer mußten grüßend eine Stunde lang um ihn herum marschieren. So etwas hebt natürlich die Kriegsfreudigkeit des Soldaten. Es sollte die Disziplin verbessern. Das ABA hatte auch eine Wäscherei, in der die Altbekleidung, die von der Front kam, gewaschen wurde. Dort arbeiteten 15 estnische Frauen als freie Angestellte gegen Lohn und auch etwa 10 Ruad-Mädchen ohne Bezahlung. Ein deutscher Obergefreiter hatte die Aufsicht. Praktisch war aber wohl eine Frau, die etwas davon verstand, tonangebend. Ich mußte den Kameraden mal einige Tage vertreten und saß den ganzen Tag an einem Tischchen. Dann gesellte sich eine kleine Russin, eine Lehrerin, ob auch Ruad, weiß ich nicht, zu mir und gab mir russischen Unterricht und ich half, ihr Deutsch auf[z]ubessern. Das waren nette Stunden mit dem recht lieben Mädels, sie hieß auch Anja.

Es gab auch eine Schneiderstube, dort arbeiteten vier Kriegsgefangene, nicht Hiwis, und ich war mal zur Wache eingeteilt. Weil diese Kerls mich schon als human kannten, fingen sie doch an, die Internationale zu singen! Das habe ich natürlich streng verboten und gesagt, wenn das jemand hört, werdet Ihr erschossen und ich bekomme auch Schwierigkeiten. Als sie

trotzdem nicht aufhörten, mußte ich ihnen mit meinem Gewehr drohen. Ich kam mir selber lächerlich vor dabei. Aber dann wurden sie vernünftig.

Meine eigentlichen Aufgaben im ABA waren nur kontrollierender Art. Das große, dreistöckige Gebäude zuzüglich Kellerräume war Raum für Raum und Saal für Saal mit Bekleidungsachen, aber nicht Ausrüstungen, vollgestopft. Die Lkw, von denen immer nur drei oder vier in dem großen Hof stehen durften, wegen Fliegergefahr, luden auf und luden ab. Der Posten am Tor, eine Turkmenen-Wache, durfte kein weiteres Fahrzeug einlassen. Die Fahrer nahmen aber den halbschwarzen Turkmenen nicht für voll, beschimpften ihn als "schwarzes Schwein" und fuhren los. Dann passierte es wiederholt, daß der Posten einfach in die Reifen schoß und vom ABA-Leiter gedeckt wurde.

Zur Bewältigung der Arbeit beschäftigte das ABA etwa 150 Ruad-Mädels und auch mehr. Der [Ruad] war folgendermaßen zusammengesommen: In ihren Wohndörfern wurden 18- bis 23-jährige Mädels plötzlich auf die Gemeindeverwaltung gerufen: "Schnell, schnell, ihr braucht euch nicht umzuziehen." Wenn sie im Büro versammelt waren, wurde vorne zugeschlossen und hinten aufgeschlossen und sie wurden auf einen Lkw geladen und waren nun eben "freiwilliger" Arbeitsdienst. Eine bodenlose Gemeinheit, direkter Menschenraub. So kam es, daß diese Mädels meist in schäbiger Arbeitskleidung, ohne jedes Gepäck und oft in verzweifelter seelischer Verfassung waren. Aber sie stützten sich gegenseitig und ich kenne keinen von uns Deutschen, der nicht gut zu ihnen gewesen wäre. Es war auch eine gut angezogene ausgesprochene Schönheit unter ihnen, Schura hieß sie. Ja, sie hatte etwas Erotisches im Gesichtsausdruck. An die machte sich der Uffz. B. heran. Angeblich ist er mit ihr unterwegs gewesen und hat alles genossen, was er gesucht hatte. Ich glaube das aber nicht, es war nur schmutzige Phantasie von B. Die Mädels ließen sich nämlich mit uns Soldaten gar nicht ein, wohl aber mit den Hiwis. Die Ruad-Mädels marschierten morgens ins ABA ein, geführt von einer Kommandeurin in BDM-ähnlicher Uniform. Sie meldete vorschriftsmäßig, ließ dann wegtreten und die Mädels wurden dann von unseren Uffz. in ihre Tagesaufgaben eingewiesen. Es war erstaunlich, mit welcher Kraft sie die schweren Wäschepakete und anderes die vielen Treppen hoch trugen und dabei lauthals ihre Heimatlieder sangen. Zählen war nicht meine Aufgabe, nur aufpassen, daß nichts verschwand und daß sie auch wirklich arbeiteten. Die Mädels waren wirklich fleißig und willig. Wir hatten uns bald kennen und gegenseitig schätzen gelernt. Oft habe ich gerufen, wenn Gefahr drohte. Wir machten auch viel Spaß miteinander. Z. B. setzte ich mich mal auf den Fußboden und eine Leiterin, Maria, setzte sich neben mich. Da kamen zwei mit einer Decke und deckten uns zu und warteten, was ich wohl nun mit Maria machen würde. Es ergab sich aber nichts, außer großem Gelächter. Im Deckenlager vermißte ich mal fast die ganze Sippschaft und entdeckte, daß sie die Decken so gelagert hatten, daß an einer Stelle ein schmaler Spalt

zu einem Hohlraum führte, in dem sie es sich gut gehen ließen. Na ja, ich mußte ja schimpfen, aber der Spalt wurde nun besser getarnt. Und wenn sie mal was benötigten, ich half dann schon mal. Gefahr war nur bei Dienstschluß die gelegentliche Visitation. Auch Kriegsgefangene arbeiteten manchmal mit, z.B. beim Ausladen von schweren Waren, wie Paketen mit Schuhnägeln und Absätzen, vom Lkw in den Keller. Viele Schachteln waren defekt und die Nägel rollten über die Treppen. Was sonst kaum mal geschah, der Stabszahlmeister L. kam dazu, sah die Nägel und fing an, auf mich zu schimpfen, die Nägel müßten sofort aufgelesen werden. Ich kam nicht zu Wort, um ihm zu erklären, daß die Nägel laufend auf die Treppe fielen und am Ende aufgesammelt werden würden. Das ist das einzige Mal, daß L. gegen mich gewütet hat. Ich habe ihm später den Hergang erklärt, aber als Soldat hatte ich ja nur stramm zu stehen und "Zu Befehl!" zu sagen.

Auf dem Hof des ABA stand am Rande ein großer Schuppen. Dort lagerte vorerst die verschmutzte, zerrissene und blutige Bekleidung, die direkt von der Front kam. Daneben war ein Tor, das zu einem anderen Hof führte, auf dem Kriegsgefangene beschäftigt waren, nicht zu uns gehörige. Es wurden gerade aus dem Schuppen Stiefel herausgeworfen, die vor das fremde Tor fielen. Da beobachtete man, wie die Russen mit einem Draht versuchten, Stiefel unter dem Tor her zu sich hinüber zu ziehen. Uffz. B., sonst ein lieber Kerl, ging durch das Tor und schlug die armen Kerle mit der Faust ins Gesicht, daß es blutete. Mir ging das durch und durch. Sonst habe ich nie gesehen, daß Kriegsgefangene mißhandelt wurden! Die Aborte für die Russen waren auch auf dem Hof und waren in schrecklichem Zustand, [...] Sodann hatten wir Werkstätten. Dort arbeiteten Hilfswillige, die zum ABA gehörten, Schuster und Schneider, die hatten Ausgang wie wir, bis 22 Uhr. Wenn ich mal nachts Wache hatte und im Wachlokal saß, kamen sie dann an, manche schon voll, aber alle brachten Schnaps mit. Das war einfach gebrannter Kartoffelschnaps, ein ganz übel schmeckendes Zeug, aber ich mußte immer wieder mal ein Glas trinken, sonst wären sie beleidigt gewesen, am Ende war ich selber bald am Kippen. Gegen diese Hilfswilligen, die deutsche Uniform trugen, aber ohne Hoheitszeichen und Schulterklappen, war L. besonders gehässig. Beim geringsten Vergehen [erhielten sie] drei Tage Bau. Ich mußte auch mal einen dort hinbringen, er ging neben mir. Irgend jemand hat das gesehen und L. gemeldet. Der hat mich dann vorgenommen. Der Gefangene habe vor mir zu gehen und ich mit gefälltem Gewehr hinter ihm. So verrückt konnte er sein. [...]

Nun war, bevor ich im ABA anfang, der vorherige Chef, Stabszahlmeister G., gestorben, todgesoffen und todgehurt, wie es hieß. Er war auf dem Paulusfriedhof begraben. L. wollte dessen Frau ein Bild des Grabes schicken und beauftragte mich und seinen Kraftfahrer Uffz. E., das Grab in Ordnung zu bringen und zu fotografieren. Ein schönes Holzkreuz war besorgt worden. Wir fahren also los und fanden das Grab, es war stark

ingesunken. Wir haben mit Spaten und Schaufel das Grab gehügelt und das Kreuz darauf gesetzt. Und damit es nach was aussah, haben wir vom Nachbargrab einen Kranz geliehen und darauf gestellt. Als ich L. dann meldete, daß das Grab in Ordnung sei und auch ein Kranz darauf liege, den wir von einem anderen Grab geliehen hätten, sagte er: "Oh, bist Du ein Lump!" Am nächsten Tag fuhren wir mit L. und Oberzahlmeister B. nochmals hin. Ich habe fotografiert und den Kranz haben wir natürlich wieder dorthin gelegt, wo er hingehörte. L. hat das Bild dann an die Witwe geschickt und vom Heldentod ihres Gatten berichtet. Der Paulusfriedhof wurde später, vor dem großen Rückzug, mit Planierdraht eingeebnet, damit die "bösen Russen" die Ruhe unserer teuren Toten nicht stören könnten. So wirkte die Ideologie von Goebbels in den Köpfen.

Wenn unsere Hiwis auch von den höheren Chargen verachtet und unfreundlich behandelt wurden, so hatten doch ich und wohl die meisten Kameraden ein gutes Verhältnis zu ihnen. Einer war dabei, ein blutjunges Kerlchen, ein hübscher Junge und immer lieb und nett. Timofai hieß er und wurde Timka gerufen. Ein anderer sprach perfekt deutsch und Pfälzer Dialekt, [ein] Wolgadeutscher, seine Vorfahren waren vor 150 Jahren nach Rußland ausgewandert. Er war angeblich gegen seinen Willen zur Roten Armee eingezogen worden. Ickes hieß er. Als Schuhmacher arbeitete einer, der kam aus dem Staunen nicht heraus, was es in der westlichen Kultur alles gab. Er staunte sogar über meine Zigarettendrehmaschine und rief immer: "Oh, Oh!" Der Koch der Hilfwilligen – sie hatten ihre eigene Verpflegung, etwas schlechter als unsere – Nikolai, ein Hüne mit gutem Herzen, merkte daß ich russisch lernte und sagte, indem er mit seinem breiten Mund bis an die Ohren grinste: "Friitz, warum Du lernen russisch?" Er wußte genau, daß schon damals nicht sie, sondern wir die eigentlichen Gefangenen waren.

Beim Verladen von 100-Kilogramm-Säcken mit Naphta nahm ein baumstarker Russe einen Sack von der Rampe auf den Rücken, von hinten sprang Timka noch darauf und so trug der Russe die Last bis zum Lkw.

Der feinste war Seraphin, ein feiner, gebildeter und lieber Mensch, der aber nicht im ABA war, sondern das spielte sich später ab, bei der Kompanie. In Tadeiki schliefen Russen und Deutsche teilweise gemeinsam. Unser Raum war zwar geheizt, aber wenn ich durchgefroren vom Wachdienst kam, legte ich mich auf unsere durchgehende Lagerstatt neben Seraphin. Er hat sich sehr bemüht, mich zu wärmen mit seiner eigenen Decke. [...] Die Verpflegung im ABA war vorzüglich, eine Art Offizierskasino. Im Eßraum war eine lange weiß gedeckte Tafel, am Kopfende [befanden sich] die Plätze für die Zahlmeister, an den Längsseiten [für] Unteroffiziere und Mannschaften. Wir mußten hinter den Stühlen stehen, bis die Herren da waren und Platz genommen hatten. Es gab täglich Suppe, Kartoffeln und Braten und Nachtisch, nicht einmal einen Eintopf, der mir recht fehlte.

Das Essen wurde aber vom Koch Richard so heiß aufgetragen, daß ich es nicht schnell genug bewältigen konnte. Denn wenn die Herren aufstanden, mußten auch wir aufstehen und dann wurde abgeräumt. Letzteres war wieder Arbeit vom Koch und seinen Leuten. Ich hätte manchmal gerne noch mehr gegessen. Die Kaltverpflegung war reichlich, so daß ich keine Wünsche nach Hause zu richten brauchte.

Es ging im ABA, außer im Verkehr mit den Zahlmeistern, eigentlich wenig militärisch zu, auch die Unteroffiziere gaben sich meist zivil, jedenfalls sehr kameradschaftlich. Uffz. B., Siegfried, genannt der Sieger, war mit seinem eigenen Lkw eingezogen worden, es war ein gewaltiger 5-Achser, den er wie seinen Augapfel hütete. Wer weiß, was aus ihm und seinem Wagen bei Kriegsende geworden ist. Einmal war er irgendwo im Schnee von der Straße abgekommen und man hat ihn herausziehen müssen. Oh, hat der geflucht! Er war ein sehr gutmütiger Mensch mit rauher Schale. Mich nahm er mal mit auf eine seiner Dienstfahrten, als Beifahrer. Es ging nach Fellin (?). Im Ort hielt er an und hieß mich auf ihn warten. Es war dort eine Talsenke mit einem hübschen See, dem Wirzsee, alles in Grün gebettet, eine liebliche Landschaft. Ich mußte wohl zwei Stunden auf Siegfried warten. Was er getrieben hat, weiß ich nicht. [...]

Gleich neben dem [Haltepunkt der] Autos war ein Garten, darin waren viele Sträucher voll reifer schwarzer Johannisbeeren, die ich sehr liebe und ich habe Hände voll genascht. Ob es da noch einen Eigentümer gab, weiß ich nicht, danach fragte auch niemand, aber als Diebstahl faßte es auch niemand auf. Man hätte mich ausgelacht, wenn ich solche Gedanken geäußert hätte.

Leida

Der Fahrer des Stabszahlmeisters, Unteroffizier E., hatte sich in seiner Werkstatt eine Brennerei-Anlage gebastelt. Er hatte von der dortigen Marktenterei ein Faß nicht mehr ausgabefähigen Rotwein eingehandelt. Wer weiß, was für Waren aus dem ABA er dagegen eingetauscht hatte, mit oder ohne Lieferschein. Er brannte einen wundervollen weißen Schnaps von 58% mit einem Geschmack wie Schwarzwälder Kirschwasser. Den tranken wir mit ihm zusammen auch bei seiner Freundin Leida Arumä, einer schönen Estin. In Estland gab es überhaupt recht schöne Frauen, es mangelte ihnen aber an der bei uns gewohnten schönen Form der Waden. Die Männer, die ich in Estland sah, waren mehr häßlich zu nennen.

E. hatte dieses Mädchen schon aus Gatschina mitgebracht, dann waren sie in Narwa zusammen, wo das ABA gelegen hatte, bevor es nach Dorpat verlegt wurde. Er hatte ihr überall ein Zimmer besorgt und hielt überall seine Hand über sie. Ich glaube, sie liebten sich wirklich, sie war auch eine sehr liebe Person. Als Bauerntochter verfügte sie über vieles, was damals

Mangelware war. Sie konnte es sich leisten, an manchen Abenden Gäste zu bewirten. Für Getränke sorgte der Freund. Sie wohnten ganz nahe am ABA. So wanderten wir oft nach dem Abendessen zu viert oder fünft zu ihr und verlebten dort gemütliche Stunden. H. war auch immer mit. Um 22 Uhr mußten wir zurück sein und gingen auch rechtzeitig am Posten vorbei, der, wie schon erwähnt, ein Turkmene war. Im Quartier schnallten wir das Koppel um, hängten die Gasmasken, setzten den Stahlhelm auf, warfen das Gewehr über und marschierten im Tritt wieder auf das Tor zu. Der Anführer rief dem Posten zu: "Luftschutzkontrolle!" Der Turkmene verstand das wohl, verlangte aber nie einen Passierschein und ließ uns durch. Bald saßen wir wieder bei Leida und feierten weiter.

Nun begab es sich aber leider, daß E. und Leida nicht aufgepaßt hatten, die Pille gab es damals noch nicht. Leida wurde schwanger. In ihrer Angst geriet das arme Mädchel an einen Kurpfuscher und die Folge der unsachgemäßen Abtreibung waren schwere Erkrankung und Tod. Das hat uns allen sehr leid getan. Wie E. damit fertig wurde, weiß ich nicht.

Bombenangriff

Einen Bombenangriff haben wir in Dorpat nur einmal erlebt und das hat mir auch gereicht. Wir saßen abends in einem Keller der ABA, der für Filmvorführungen eingerichtet war, und sahen den Anfang von "Immenssee". Plötzlich war Alarm. Der Stabszahlmeister ordnete an, daß zehn Mann in die Stadt müßten, um unser Lager am Flußufer, die Markthalle, zu schützen, falls es brennen sollte. "Freiwillige vor!", hieß es. Ich konnte und wollte mich nicht ausschließen. Wir zogen uns schnell an und gingen hinaus, den nächsten Weg zur Markthalle, einem großen Gebäude mit vielen Unterteilungen. Diese waren als Marktstände gedacht, jetzt nutzten wir sie für wiederhergestellte Altbekleidung. Während wir durch die Straßen hasteten, die ganz hohe Bordkanten hatte, fielen in der Nähe Bomben auf Bomben und wir warfen uns wiederholt an die Bordkanten, gelangten dann unbeschädigt in den von früher her total zerstörten Teil von Dorpat, in dem nur noch Kellerlöcher vorhanden waren. Wir sprangen in einen Keller, der wenigstens noch eine Decke hatte. Das Bombardement ging in gleicher Stärke weiter. Das nahe gelegene schöne Kino brannte lichterloh. Zu behaupten, wir hätten keine Angst gehabt, wäre reine Angeberei, zumal der Angriff bis früh 5 Uhr andauerte. Aber die Markthalle wurde nicht getroffen und unser Keller auch nicht. Als wir am Morgen nach Hause schlichen, stand am Weg kein heiles Haus mehr und die Straße war voller Löcher. Dieser Bericht soll kein Heldenepos sein, aber wir wurden doch vom Chef belobigt. Das war im Sommer 1944 und ich war schon anderthalb Jahre lang Soldat, einfacher Schütze. Da hat L. meine Beförderung erst einmal zum Oberschützen und einige Zeit danach zum

Gefreiten veranlaßt. Höheres wollte ich nicht werden, "mein Führer" war ja auch nur Gefreiter, bevor er die Schnauze so weit aufriß.

Gefreiter M.

In der Markthalle war ein Kamerad M., auch nur Gefreiter und über 45 Jahre alt, als Verwalter der Altbekleidung eingesetzt. Er war ein Lumpenhändler aus Braunschweig und das prädestinierte ihn zu dieser Position, die er auch wirklich meisterhaft bewältigte. Zuvor war er an der Westfront gewesen und dort mit einem Transport und dem Versprechen, in vier Wochen zurück zu sein, nach Osten geschickt worden. Nun war er beim ABA 55 hängen geblieben, ein drolliges Kerlchen mit einem Gesicht voll Warzen und einem Froschmaul und einem goldigen Mundwerk - eine Seele von einem Menschen.

M. hatte dort eine Gruppe von Ruad-Mädchen zum Sortieren und Legen der Altbekleidung, die in den Werkstätten des ABA aus Frontlieferungen gewaschen und wiederhergestellt wurde und wieder zur Ausgabe kommen sollte. M. hatte sich etwa 30 schwarze Turnhosen, die von irgendwo mitgekommen waren, zurückgelegt, um mal einem Kameraden aushelfen zu können. Dieser Hosenbestand wurde ohne sein Zutun täglich kleiner, bis M. auf eine Idee kam: Er ließ die Mädchen antreten und hob einer nach der anderen den Rock hoch. Und siehe: Jede trug eine schwarze Turnhose. Etwas Scham, etwas Gekicher, etwas Geschimpfe. M. hatte ein gutes Herz, er hat den Mädchen die Hosen gelassen, die armen Dinger hatten doch nichts anzuziehen, werden sich aber sicher des öfteren aus ABA-Beständen selber versorgt haben. Sie wurden nie körperlich kontrolliert, nur ihr Gepäck, das aber kaum eine hatte.

Schneewittchen

Es muß wohl auch in Dorpat gewesen sein, da habe ich – wir hatten ja abends viel Zeit – einmal für den Soldatensender in Reval einen Beitrag geschrieben und eingesandt. Er hieß "Schneewittchen auf militärisch". Schneewittchen war eine Nachrichtenhelferin und die sieben Zwerge waren Pioniere, die im Walde Knüppeldämme bauten. Die Arbeit wurde angenommen und in der Frontzeitung veröffentlicht. Leider ist mir mein Exemplar abhanden gekommen. Ich habe zu Hause später versucht, den Beitrag zu rekonstruieren, dies ist aber leider nicht so gelungen wie das Original.

Turkmenenwache

Eines Tages bekam ich den Befehl, den Wachhabenden der Turkmenenwache zwei Tage lang zu vertreten. Ich war zuerst etwas ängstlich, ob die Kerle mir nicht nachts den Hals abschneiden würden. Die Nachtwache schlief auf einem geschlossenen Lkw, die Wachablösung regelten sie unter sich. Ich suchte mir einen Schlafplatz gleich an der hinteren Ladeklappe aus, um türmen zu können, aber sie waren so nett und herzlich zu mir. "Nein, dort ist es kalt, komm nach vorne!", dort hatten sie mir mit Decken ein gutes Lager bereitet. Ich war toll überrascht. Sie hatten auch einen Raum im Gebäude, in dem sie kochen konnten, sie verpflegten sich selbst, waren Mohammedaner und aßen also kein Schweinefleisch. Über einem Herd mit offenem Feuerloch hatten sie einen kesselartigen Topf an Ketten hängen, in dem Hammelfleisch brutzelte. Jeder fischte sich mit Messer und Gabel heraus, was er brauchte und aß es aus der Hand. Ich mußte mitmachen, sonst wären sie beleidigt gewesen, und das hätte bei diesen Leuten gefährlich werden können. Aber Schnaps tranken sie nicht, soweit ich mich entsinne.

Elwa

Wir hatten auch ein Lager in Elwa, nahe bei Dorpat, in das ich einige Mal mit Oberzahlmeister Sch., dem ich zugeteilt war, fahren mußte bzw. durfte. Elwa war ein schönes Dorf mit gepflegtem Aussehen, natürlich alle Häuser voll Soldaten. Am Dorfrand lag unser Lagerschuppen, verwaltet von Uffz. R., Alois, der mir später in der Kriegsgefangenschaft einmal eine wertvolle Hilfe war. Dort arbeiteten auch Ruad-Mädchen unter Leitung einer recht hübschen Führerin, nach deutschem Muster "Spieß" genannt. Die dortige Landschaft war in der Frühlingssonne besonders lieblich.

Oberzahlmeister Sch.

Mit Oberzahlmeister Sch. war ich viel unterwegs, zum Beispiel zum "Bezetteln" der Waggonen auf dem Bahnhof. Er machte immer viel Wind um alles, um seine schwache Persönlichkeit zu kaschieren. Auch er lernte eifrig russisch. Wir diskutierten miteinander über verschiedene Worte. So fand er beispielsweise im Wörterbuch den Begriff "dostoprimitichnost", was "hervorragend" heißen sollte. Das Wort nahm ihm aber kein Russe ab, sie kannten es nicht.

Sch. war an sich ein gebildeter und intelligenter Mensch, nur in politischen Dingen konnte man mit ihm nicht reden, das wäre gefährlich gewesen, denn er war ein verbohrter Nazi. Im übrigen schimpfte er immer

an mir herum: "Sie Halbsoldat!" Ich sagte dann einmal zu ihm: "Ein Halbsoldat und ein Oberzahlmeister zusammenaddiert ergibt gerade 7/8 Soldaten." Da hat er erst mächtig geschimpft und dann gelacht. Oder ich sagte zu ihm: Herr Oberzahlmeister, sonst ist es so, daß der Schäfer still ist und der Hund bellt, bei uns hier ist es umgekehrt. Ich konnte ihm so etwas sagen, er hatte Humor. H., der später bei der Übergabe noch beim ABA war und dann mit in Gefangenschaft ging, hat mir später erzählt, daß kurz vor dem 8. Mai 1945 die Zahlmeister L., Sch. und M. sich Blut aus den Armen entnommen, dieses Blut gemischt und dem Führer Adolf Hitler ewige Treue geschworen hätten. So etwas hat es also auch gegeben.

Bei dieser Gelegenheit noch eine Charakteristik von Oberzahlmeister L.: Er geriet am 8. Mai 1945 in Libau mit dem ABA in Gefangenschaft und wurde dort durch die schlechte Ernährung ganz abgemagert und schwach. Da steckten ihm seine Kameraden von ihren Rationen Kartoffeln zu. Als er das bemerkte, lehnte er es wütend ab, auf Kosten anderer zu leben. Nachdem ihm vor der Übergabe noch angeboten worden war, es sei für ihn ein Platz in einem Flugzeug zur Flucht reserviert, hat er gesagt: "Ich brauche 26 Plätze, einer nützt mir nichts." Das war die andere Seite des so strengen Stabszahlmeisters. Ein Hoch auf diesen Offizier!

Abschied von Dorpat

Während ich und einige andere Kameraden meiner Kompanie zum ABA kommandiert waren, hatte die Kompanie Quartier irgendwo in der Stadt und weil ich voraussah, daß ich nicht ewig beim ABA bleiben würde, hatte ich einige Sachen, die für mich wertvoll waren, beiseite geschafft. Ich brachte sie nach und nach ins Quartier zur Aufbewahrung für mich. Franz St. und verschiedenen anderen hatte ich sie anvertraut, ein Paar gute Schuhe und einiges andere. Aber mein Vertrauen wurde enttäuscht, als ich sie zurückforderte, war nichts mehr da. St. Stein wußte angeblich nichts. Ich kümmerte mich jedoch nicht weiter darum, die Sachen hätten mir sowieso nichts genützt.

Nun kam die Zeit des Abschieds auch von Dorpat. Am 1. August 1944 fuhren wir ab. Tage vorher schon waren die Lagerbestände weitgehend geräumt worden, den Oberen war das Ziel bekannt, das geheim bleiben sollte. Ich wußte es auch, weil ich Waggonzettel ausschreiben und an den Waggonkästen anbringen mußte: Lemsal²⁸ in Lettland. Alle Kommandierten wurden mitgenommen, auch unsere Hilfswilligen und die Ruad-Mädchen. Die Quartiere in Lemsal müssen lange vorher schon festgemacht worden sein, denn es klappte alles vorzüglich. Unsere estnischen Frauen aus der Wäscherei wurden gefragt, ob sie mitgehen wollten. Ihre Antwort

²⁸ Lemsal, (lettisch Limbaži), Stadt in Lettland, nördlich von Riga.

war: "Ja, wenn es nicht aus Estland hinausgeht." Man sagte ihnen: "Ja, wir bleiben in Estland", es war also wieder glatter Betrug. So gingen sie mit und stiegen ein in den Zug, der das ganze ABA-Personal beförderte, aber noch keine Waggonzettel trug. Erst zehn Minuten vor Abfahrt durfte ich die Zettel "nach Lemsal" in die Kästen hängen.

Das Geschimpfe war groß und viele Frauen weinten, aber es ist ja niemand geschädigt worden, sie hatten Leben und Arbeit behalten. Diese estnischen Frauen habe ich in Lemsal jedoch nicht mehr gesehen, ich glaube, sie haben sich gleich aus dem Staube gemacht, sind nach Estland zurückgefahren und haben das Elend ihrer Heimat auf sich genommen, als die Russen einmarschierten. Dorpat wurde bald von den Russen angegriffen und auch von unserer Kompanie, die am Embach Stellungen ausgebaut hatte, mit verteidigt. 26 Mann sollen da gefallen sein. Ich kannte kaum jemanden von der Kompanie, weil ich immer abkommandiert war. Ich war wieder mal unter Gottes Hand gewesen.

Lemsal

In Lemsal belegte das ABA einen großen Wohnkomplex. Ich machte mir keine Gedanken darüber, wo die Bewohner geblieben waren. Chef-Büro, Personalunterkünfte und auch Lagerräume, aber die Lager waren auch in der Stadt verteilt. Ich empfand alles als nicht so angenehm wie in Dorpat. Mal mußte ich in dieses, mal in jenes Lager zur Aufsicht. Ich hatte schon in Narwa die sehr schönen sogenannten Estlandbroschen kennengelernt, aber keinen Handwerker gefunden, der sie herstellte. Hier in Lemsal waren sie häufiger. Sie wurden aus deutschen silbernen 3-Markstücken hergestellt und gehämmert und mit Blatt-Ornamenten geschmückt. Die Hersteller wollten 100 Mark Lohn haben. Ich hatte mir schon von zu Hause ein 3-Markstück schicken lassen, fand aber nur jemanden, der die Brosche in Filigranarbeit herstellte und das wollte ich nicht. Deshalb bin ich leider nicht zu einer Brosche gekommen. Nach Hause hätte ich sie sowieso nicht mehr schicken können, wir waren schon von der Heimat abgeschnitten. Ich hatte, als ich 1943 eingezogen wurde, eine billige Taschenuhr mit Kette für 8 Mark gekauft und meine gute Uhr klugerweise zu Hause gelassen. Diese Uhr wurde in Lemsal defekt. Ich bat Mary schriftlich, mir deshalb doch ihre alte große Armbanduhr zu schicken, die ich auch bald erhielt, das muß gerade noch geklappt haben. Inzwischen hatte ich aber einen Uhrmacher gefunden, der meine Taschenuhr reparierte. Am dem Tage, an dem ich sie zurückbekam, hatte ich also zwei Uhren. Ich war noch nicht dazu gekommen, Marys Uhr an einer Kette oder Schnur zu befestigen, sie steckte lose in der vorderen Uhrentasche meiner Hose. Mit mehreren Kameraden war ich auf dem Bahnhof Lemsal und wir mußten selbst zupacken. Es wurde aus Lagern schon wieder verladen. Man höre und staune: gute Eßbestecke,

[...], Damenwäsche, Kinderspielzeug, mehrere offene Waggons voll. Das stammte vielleicht aus Vorkriegslagern von Kaufhäusern. Es hieß aber, das sei nach Osten geschickt worden für die "Damen" der Offiziere und deren Kinder. Plötzlich war Fliegeralarm und schon brausten drei Maschinen über den Bahnhof und schossen wild aus ihren Spitzen.

Wir hechteten mit einem Sprung aus dem Waggon, ich kroch unter eine Lok, die auf dem Nebengleis stand. Das war gefährlich, aber im Moment besser als gar kein Schutz. Als die erste Welle vorüber war, sausten wir vom Bahnhof weg. Nebenan befand sich eine ziemlich flache Sandgrube, da sprangen wir da hinein und warteten die nächste Welle ab. Es geschah aber nichts mehr. Nur hatte ich auf dem Wege zur Grube oder auch in ihr die Uhr aus der Tasche verloren und fand sie nicht wieder. Ich habe mich sehr geärgert. Mary hat mir den Verlust später lange vorgehalten. Der Zug wurde dann sofort aus dem Bahnhof herausgezogen und wir sahen unterwegs einige brennende Häuser.

Judenmädchen

Einmal mußte ich mit einem Lkw mitfahren und irgendwo Altbekleidung abliefern. Da sah ich an der Annahmestelle unseren guten M., den Spezialisten für Altbekleidung, wieder und die Freude war beiderseits groß. Es waren dort auf einem großen Hof zwei Frauen mit Besen beim Hoffegen. Wie Landser sind, wir liefen hin und wollten ein Schwätzchen mit ihnen machen. Da drehten sie sich von uns weg und riefen: "Bitte sprechen Sie nicht mit uns, sonst werden wir erschossen." Jetzt sahen wir, daß sie den Judenstern trugen und gingen natürlich sofort weg. Ich war ganz aufgewühlt, hätte so etwas nicht für möglich gehalten. Wir wußten doch rein gar nichts von den Judenverfolgungen.

Einmal war ein Kamerad aus dem Urlaub gekommen, der erzählte: "In Polen ist eine Stelle, da werden die Juden vergast, täglich 14.000 Personen." Wir warnten ihn, nicht solchen Unsinn zu erzählen, doch in Wirklichkeit war es ja noch viel schlimmer, wie man später erfuhr.

Toni

Von Erlebnissen in Lemsal wäre noch zu berichten, daß ich mich dort mit einem Mädchel vom Ruad, Tonja Kusmitschewa, etwas angefreundet hatte. Das beschränkte sich auf ein gelegentliches Schwätzchen an ihrem Arbeitsplatz, allerdings auch auf das Gefühl, daß wir uns gegenseitig gern hatten. Sie war 22 Jahre alt, mittelgroß, vollschlank, sehr betont weiblich und hatte ein sehr angenehmes Wesen, schien aus besserem Hause zu sein. Toni war

auch bei ihren Kameradinnen sehr geschätzt und unseren Unteroffizieren war sie ebenfalls angenehm aufgefallen.

Nun erschien am 1. September 1944 ein Obergefreiter von unserer Kompanie mit einem Lkw beim ABA und überbrachte den Befehl, daß alle Kommandierten sofort zur Kompanie zurückzuschicken seien. Dieser Obergefreite war ein sehr netter Mensch, ich kannte ihn schon. Er war bei der Eroberung der Insel Ösel dagegewesen und hatte lange dort gelegen. Dort hatte er mit einem Mädchen zusammengelebt, das ihm viel bedeutete, obwohl er verheiratet war und seine Frau liebte. Er berichtete, wenn er mit diesem Mädchen intim war, habe er dabei immer an seine Frau gedacht. Dieser Mann war bei der Kompanie als Ausbilder für Panzerfaust eingesetzt. Später geschah das Unglück, daß ein Sprengkörper sich nicht vom Schaft löste und bei der Explosion soll er von 40 Splittern getroffen worden sein, kam aber mit dem Leben davon.

Gegen diese Rückrufung konnte Stabszahlmeister L. jedenfalls nichts unternehmen. Schweren Herzens packte ich meine Sachen, ich hatte mich inzwischen mit bester Bekleidung versorgt, besaß auch den neuen Rucksack mit Tragegestell, der das Durchschwitzen am Rücken verhindert. Ich wußte, daß mit dem Ausscheiden aus dem ABA die erträglichen Zeiten meines Soldatenlebens vorüber waren und daß es jetzt ernst wurde. Offensichtlich war überall der Rückzug in vollem Gange, der Krieg war verloren.

An diesem letzten Abend machte ich noch einen Spaziergang mit Bruno H. und Werkmeister N., der auch ein prächtiger Mensch war. Wir gingen die Waldstraße hinter der "Roten Schule" entlang, in der der Ruad untergebracht war. Zufällig sah ich ein Mädels aus dem Gebäude kommen. Da wußte ich, ich muß mich von Toni verabschieden und bat das Mädels, sie möchte doch Toni sagen, ich sei versetzt, sie möchte doch um 20 Uhr einmal hier sein. Toni kam dann auch. Wir setzten uns auf eine Bank und die Nachricht von meinem Fortgang hat uns beiden weh getan. Toni lehnte sich an mich und weinte bitterlich, wohl weniger meinerwegen, als vielmehr aus der Lebensangst, sie wisse, daß alle Mädels nach Deutschland deportiert werden sollen. Sie brauchte in ihrer Notlage jemanden, bei dem sie sich mal ausweinen konnte. Ich versuchte, sie zu trösten, daß Deutschland schön sei und daß es ihr gewiß gut ergehen werde. Ich wußte doch gar nicht, daß diese armen Mädels in Deutschland wie Sklavinnen gehalten wurden. Wir nahmen Abschied von einander. Sie hat mir später noch zweimal über Feldpost geschrieben auf russisch und ich habe ihr auf deutsch geantwortet, denn sie sprach kaum deutsch und ich damals noch wenig russisch. Im Rückblick war es wohl mehr eine Vater-Tochter-Liebe, von beiden Seiten. Die Mädels nannten mich ja auch alle "Vatchen" und ich habe mit mehreren zu tun gehabt in den Lagern.

Zurück zur Kompanie

Ich verabschiedete mich auch vom Stabszahlmeister L. und weiteren und vor allem von meinem lieben Bruno H., und fuhr am nächsten Morgen zusammen mit den anderen Kameraden einer ungewissen Zukunft entgegen. Wie weit es bis zu unserem Zielpunkt war, weiß ich nicht mehr.

Wir bogen am Ende nach rechts ab und es ging eine ansteigende Straße entlang, an deren linker Seite eine große freie Ebene lag mit Wald im Hintergrund. Ich will jetzt etwas vorwegnehmen: als es später eisiger Winter war und alles tief verschneit lag, bekam ich einmal den Befehl, eben in dieser Waldung eine Kameradengruppe aufzusuchen, die dort arbeitete und sie heimzuholen. Zu Fuß war es ein weiter Weg und ich fand im Walde die Kameraden nicht, trotz langen Suchens. Unverrichteter Dinge mußte ich mich auf den Heimweg machen, es war bitterkalt und es schneite und der Wind zog jämmerlich. Ich war in Versuchung, mich auf einen Baumstumpf zu setzen und auszuruhen, wagte es aber doch nicht, aus Sorge, einzuschlafen und nicht wieder aufzuwachen. Als ich auf Schreibstube meldete, ich hätte die Gruppe nicht gefunden, und einen Anpfeiff erwartete, hieß es ganz einfach: "Die sind schon längst da."

Wir erreichten am 3. September 1944 dann bald das Ziel, Rujen²⁹, wo die Kompanie irgendwie verteilt lag. Auf der Straße war eine Panzersperre mit s-förmigem Durchlaß für Fahrzeuge. Auf beiden Seiten der Straße, im rechten Winkel, arbeiteten massenweise Zivilisten beim Ausgraben eines Panzergrabens. Man rechnete also mit Durchbrüchen der Russen. Hinter unserem Wirtschaftsgebäude war ein halbkreisförmiger Wall in Mannshöhe als Deckung für Verteidiger. Dort mußte Tag und Nacht Wache gehalten werden, ebenso an der Panzersperre. Als ich dort mal Posten stand, gesellte sich Hauptmann E. zu mir und unterhielt sich mit mir, was für Posten doch streng verboten ist. Quartier hatte ich in einem 20 Meter langen Erdbunker, der auch im Winter warm hielt. Von Rujen aus kam dann der schreckliche Rückzug, den ich mein Leben lang nicht vergessen werde.

Hier habe ich eine Erinnerungsglücke. Meinen Aufzeichnungen nach mußte der Ort Rujen gewesen sein. Ich war dort vom 3. bis 23. September, also im Herbst, und der Rückzug war vom 24. bis 25. September. Die Geschichte mit dem Schnee paßt also nicht da hinein. Andererseits habe ich Aufzeichnungen für den 13. Januar bis 26. Februar 1945 in Tadeiki im Schnee. Die geschilderten Begebenheiten stimmen so, aber Orte und Daten sind mir etwas durcheinander geraten.

Nun einige Episoden, von denen ich den Ort des Geschehens nicht mehr weiß. In Rujen (?) arbeiteten unsere Kriegsgefangenen (nicht Hiwis) in einem Lebensmittellager, in dem alles reichlich vorhanden war. Wir

²⁹ Rujen (lettisch Rūjiena), Kleinstadt im Norden Lettlands (ca. 3.700 Einwohner).

ließen sie gewähren, sie hatten Hunger wie wir auch. Ich habe mir zum Beispiel die Hosen unten fast zugebunden und Zucker hineingeschüttet, den ich brauchte. Nachmittags marschierten wir durch eine Allee von Vogelbeerbäumen mit reifen Beeren ins Quartier zurück und versuchten, gegen den Durst Vogelbeeren zu lutschen, wie die Russen es taten. Sie waren aber zu sauer. Irgendwo waren auch in zwei Scheunen Lager mit reichen Beständen an Fleischbüchsen. Die Gefangenen klauten wie die Raben, gingen mit ihren Büchsen aus der Scheune und versteckten sie im Stroh, das an den Wänden lag. Bei Dienstschluß mußten sie antreten und wurden durchsucht, dann durften sie wegtreten und wir sahen weg, wenn sie ihren Raub dann einsteckten.

Irgendwo wurden Waggons mit Schnapskisten be- oder entladen. Die Kriegsgefangenen waren wild hinter Schnaps her. Sie ließen einfach über dem Laufbrett eine Kiste fallen und aus den zerbrochenen Flaschen sickerte der Schnaps zu Boden. Den fingen sie mit Mützen auf. Manche warfen sich auch hin und ließen ihn sich in den Mund fließen. Auf dem Bahnhof erlebten wir ein Luftgefecht. Sechs sowjetische Bomber zogen vorüber. Plötzlich waren sie von einem Schwarm von deutschen Jägern umgeben und einer nach dem anderen stürzte brennend ab. Wir lagen derweilen an den Bahndamm gedrückt, wegen möglicher Splitter. In einem leeren Waggon auf diesem Bahnhof entdeckte ich in einer Ecke zwei Flaschen Schnaps, die sich sicher jemand dort hingestellt hatte. Ich getraute mich nicht selbst, sondern holte einen Gefangenen, der die Flaschen herausholte, eine für mich, eine für ihn. Unser Freundlichkeit zu den armen Kerlen hat sich später ausgezahlt, als wir selbst in Gefangenschaft gerieten. Bei einem Spaziergang fanden wir ein abgestürztes russisches Flugzeug, der Pilot saß drin, sein Kopf lag neben der Maschine. Ein scheußlicher Anblick. Das hinderte mich aber nicht, von seinem Gummimantel ein Stück abzuschneiden, weil ich es für meine Zigarettendrehmaschine benötigte. So abgebrüht war man geworden.

Irgendwo mußte von uns ein Bauernhof ausgeräumt werden, wozu und wohin weiß ich nicht. Auf dem Boden standen große Töpfe voll Schweinefett! Ich war doch immer so fetthungrig. Habe mit vollen Händen von dem Fett "gefressen" und Papier gefunden, um recht viel mitnehmen zu können. Es gehörte doch niemandem.

Ich hatte, auch wenn ich einmal unterwegs war, es immer erreicht, warmes Mittagessen zu bekommen, das brauchte ich dringend. So kam ich zum Beispiel einmal in der Mittagszeit an einer dampfenden Feldküche vorbei und hatte selbst kein Mittagessen. Da trat ich an den Koch heran: "Kamerad, haste nich mal en Schlag Essen für mich? Ich habe Hunger und bin nicht versorgt." "Hau ab, ich kann nichts abgeben." Ich sagte: "Ach, bis doch nich so hart" und hielt ihm mein Kochgeschirr hin. – Schwapp, hatte ich meinen Schlag Essen drin. "Schönen Dank!"

Vielleicht war dies auch der gleiche Ort, an dem ich einmal mit ein paar Gefangenen zu einem Lazarett fahren mußte, das in einem schönen Gelände lag und wie ein Herrnsitz aussah. Dort hatten die Gefangenen Gräber auszugraben für gestorbene Verwundete. Sie wurden nur einen Meter tief gegraben, dann füllte sich die Grube sofort mit Wasser. Sanitäter brachten anschließend einige Tote heraus in Uniformen oder auch in Hemden. Sie wurden an Armen und Beinen, soweit vorhanden, angepackt, lieblos in die Gräber geworfen und mit zwei Spaten drückten sie die Leichen nach unten unter das Wasser. Die Russen mußten danach Erde auffüllen und zuschaukeln. Manchmal riefen die Sanitäter auch: "Habt Ihr auch die Ersatzteile nicht vergessen?" Damit meinten sie amputierte Gliedmaßen. Es war für mich ein aufrüttelndes Erlebnis.

Ich mußte auch einmal mit einem kleinen Kommando mitfahren in irgendein Waldlager. Was wir da bringen oder holen sollten, ist mir entfallen. Es wimmelte dort von Unteroffizieren. In dieser Zeit waren die Russen schon in Deutschland eingedrungen und hatten Plauen besetzt. Ein Historiker möge nachprüfen, ob das schon im September 1944 oder erst im Frühjahr 1945 gewesen ist.³⁰ Einer der Unteroffiziere stammte von dort, dem spielten seine Kameraden ein Kino vor. Sie wußten, daß dessen Vater beim Volkssturm in Plauen war. Sie verbanden sein Radio mit einem Mikrofon in einem anderen Zimmer und einer gab einen Kriegsbericht durch, wonach die Stadt hart umkämpft gewesen sei und der Volkssturmann XY sich dabei besonders hervorgetan habe und mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet worden sei. Der Unteroffizier fiel darauf herein und war ganz stolz auf seinen Vater.

Rückzug oder Flucht, wieder Lemsal

Am 23. September 1944 ging der Rückzug überstürzt los. Der Russe war offensichtlich durchgebrochen, man hörte schon die Panzer rollen, was mir nicht gerade sympathisch war. Am Morgen standen wir abmarschbereit, das heißt, wir warteten im Hof unserer Unterkunft auf einige Lkw, die uns versprochen worden waren, jeder beladen mit dem offiziellen Soldatengut und so manchem, was sich privat angesammelt hatte. Ich besaß mit einem netten Kameraden zusammen eine Waschschüssel aus Bakalith³¹, so nannte man das damals. Die vertrauten wir dem Küchenwagen zum Aufbewahren an, es war aber nicht mehr der Koch, den wir persönlich kannten. Die Schüssel sahen wir natürlich niemals wieder. Unser Eigentumsrecht wurde

³⁰ Plauen wurde am 16. April 1945 zunächst von US-amerikanischen Truppen besetzt, ehe Anfang Juli sowjetische Truppen in die Stadt einmarschierten. Vgl. Andreas Krone: Plauen 1945 bis 1949 – vom Dritten Reich zum Sozialismus. Entnazifizierung und personell-struktureller Umbau in kommunaler Verwaltung, Wirtschaft und Bildungs-wesen, Diss. TH Chemnitz-Zwickau 2001, S. 16.

³¹ Richtig: Bakelit, ein bernsteinartiges Kunstharz.

einfach abgestritten. Ich hatte auch noch meine Kiste mit allerhand Krimskrams, von dem ich mich nicht trennen zu können glaubte und ein großes Bündel Tabak.

Der Hauptteil der Kompanie, mit den Fahrzeugen und unseren acht Pferden, war am Vortag schon in Richtung Lemsal abgezogen. Der Weg dorthin kann aber nicht der gleiche gewesen sein, den ich am 2. September gekommen war. Wie gesagt, in den Angaben stimmt etwas nicht. Seit Tagen waren alle Straßen mit Truppen überfüllt. Am 22. September hatte der Russe die Rückzugsstraße mit Bomben belegt und hohe Verluste verursacht. Die meisten Gespanne unserer Kompanie und auch vier Pferde waren verloren. Es muß schrecklich gewesen sein. Als unsere Lkw nicht kamen, hieß es gegen Mittag: Gepäck aufnehmen und zu Fuß zum Bahnhof. Als wir gegen Abend am Bahnhof ankamen (an eine Eisenbahnfahrt hatte aber niemand gedacht) war dauernder Artilleriebeschuß auf das Bahnhofsgelände. Wir getrauten uns nicht, in dem Gebäude zu übernachten, es war sowieso überfüllt. Daher lagerten wir uns über Nacht auf einem großen Wiesenstück. Der Beschuß hörte bald auf. Wie viele von unserer Einheit wir noch waren, weiß ich nicht, es war auch kein Vorgesetzter mehr zu sehen.

Wir marschierten also einfach los, in der Richtung wie alle anderen. Auf der gepflasterten Straße rollten dicht an dicht Geschütze, Lafetten, Lkw, Feldküchen, dazwischen drängten sich Soldaten aller Einheiten! Beiderseits der Straße über Felder und Wiesen liefen neben Pferdewagen marschierende Einheiten, alles war in Auflösung. Plötzlich fielen Fliegerbomben. Wieder gab es viele Verluste. Ich mit meinem Gepäck konnte bald nicht weiter. Als erstes warf ich den Tabak fort, bald danach die Kiste. Ich kann mir heute gar nicht mehr vorstellen, was ich eigentlich in der Kiste mitschleppte. Viele von uns besaßen so eine Kiste, die ein Kamerad, der Tischler war, fachgerecht angefertigt hatte.

Nun hatte ich endlich die Hände frei und konnte mal auf eine Lafette springen und ein Stück mitfahren. Das war unbequem, aber immerhin! Bei einem Halt gelang es mir, auf einen Lkw mit Mannschaften aufzusteigen, die mich willig mitnahmen. Nun war ich ohne alle Kameraden von meiner Kompanie, unter lauter Fremden. Ich konnte mich gut erholen, auch von dem Schrecken. Nach einigen Stunden hatte es sich auf der Straße etwas gelockert.

Soldatenklau

Plötzlich hielt alles. Es stand ein Trupp Offiziere auf der Straße, wir alle mußten aussteigen, sie hatten wohl vier oder fünf Wagen angehalten. Die übrigen fuhrten einfach weiter: Soldatenklau. Es war als neue Mode für den Endsieg aufgekommen, einfach alle Soldaten, derer man habhaft werden

konnte, ungeachtet ihrer eigenen Befehle, einzusammeln und an die Front zu schicken, um Löcher zu stopfen, wie eben hier, wo die Front sich offensichtlich nicht gehalten hatte. Wir mußten alle antreten, es waren wohl gegen 200 Mann. Ein Offizier sprach uns an, daß wir von nun an nur seinem Befehl unterstünden und warnte uns vor Widersetzlichkeit.

Als Garantie gegen Fluchtversuch mußten die meisten ihr Soldbuch abgeben. Die Offiziere teilten die Leute in neue Gruppen ein und gaben den Lkw Befehle, dort und dort hin zu fahren und sich dort zu melden. Ein Unteroffizier flüchtete 100 Meter weiter hinter Strohdienen, wurde verfolgt, aber angeblich nicht gefunden. Jeder sträubte sich doch, Heldentum war wenig gefragt. Ich konnte zum Glück mein Soldbuch behalten und als ich auf einen Lkw aufsteigen sollte, stellte ich mich, als ob ich das nicht könne, und hielt mich immer im Hintergrund. Am Ende stand ich nur noch ganz allein da, auch von den Offizieren war nur noch einer da. Der warnte mich: Sie wissen, wo Sie sich zu melden haben, in XY, ich muß jetzt fort, steigen Sie auf den nächsten Wagen. In diesem Augenblick hielt ein Pkw, eine Meisterklasse, bei uns. Aus stieg ein "Goldfasan", so ein NS-Amtsleiter in seiner bunten Uniform. Der Offizier fragte ihn: "Kamerad, wo fahren Sie hin?" "Nach XY." "Das trifft sich gut, nehmen Sie bitte den Mann da mit." "Gut, sagte er, ich habe hier noch zu tun, in einer halben Stunde bin ich wieder da." "Alles klar!" Der Offizier verschwand, ich setzte mich in den Pkw und stärkte mich erst einmal an Bier und Schnaps, die in den Seitentaschen steckten. Als ich wieder ausstieg, war die Luft rein und es kam bald ein Lkw, der mich mitnahm. "Wohin willst Du?" Ich sagte: "Nach XY." "Ja, da fahren wir nicht hin, aber bis Z. kannst Du mitfahren." Ich war gerettet. In Z., es war schon fast dunkel, fand ich ein leeres Zimmer mit einem Feldbett. Prima! Ich hörte noch im Einschlafen: "Hier, Herr Hauptmann, ist Ihr Nachtquartier. Oh, da liegt ja einer drin, den werfen wir raus." "Nein, lassen Sie ihn schlafen, der wird's nötig haben, suchen wir was anderes." Und so hatte ich eine gute Nacht. Am nächsten Morgen machte ich mir Gedanken, was werden würde, wenn ich diesem Stellungsbefehl nicht folgen würde, und fragte ein paar Unteroffiziere, die sich im Hof an der Pumpe wuschen, unter offener Darstellung der Situation um Rat. Sie fragten mich: "Weißt Du, wo Deine Einheit steht?" Ich antwortete: "Ja, in Lemsal". Sie sagten: "Und da fragst Du noch? Das ist doch klar. Wir fahren nach Lemsal, komm mit uns." Mir fiel ein Stein vom Herzen.

Sie hießen mich auf ihren Lkw steigen, der nach und nach beladen wurde, unter anderem mit Matratzen und Betten. Dann zwitscherte ein hübsches Frauenzimmer auf den Wagen und zuletzt der Hauptmann, dessen Geliebte sie wohl war. Die Fahrt dauerte nicht lange, dann kamen wir durch Lemsal. Ich warf im Fahren erst meinen Rucksack vom Wagen und sprang dann selbst nach. Da stand ich nun in Lemsal auf der Straße und überlegte: "Kleiner Mann, was nun?", da kommt doch mein Haupt-

mann E. auf mich zu, schließt mich in die Arme und sagt: "Mensch, K., wo kommen Sie her?. Du bist der erste, wo sind alle die anderen?" Ich erzählte ihm den Hergang, er schüttelte nur den Kopf und sagte: "Geh doch mal rauf zur Roten Schule, da ist noch der Ruad drin, die ziehen heute ab, sieh mal, ob wir da schon einziehen können." Ich kannte mich dort doch gut aus. Oben standen unsere Mädels noch in Gruppen herum, etwa zehn mit Säuglingen auf einem Wagen, die hatten sie von unseren Hilfwilligen als Andenken erhalten. Den übrigen Mädels stand ein Fußmarsch bevor. Als sie mich erblickten, ertönte ein Schrei: F r i i t z, Vatchen! Und schon hingen mir zehn am Hals. Toni stand abseits, wußte nicht mehr weiter. Ich winkte sie heran, um sie wenigsten noch einmal zu drücken und ihr alles Gute zu wünschen. Mehr konnte ich nicht für sie tun. Sie war sehr bedrückt und traurig. Ich habe nie wieder etwas von ihr gehört.

Inzwischen waren doch einige Kameraden von mir erschienen und wir inspizierten die Räume, die jetzt unser Quartier werden sollten. Da mußten wir leider feststellen, daß trotz guter Behandlung der Haß auf uns Deutsche doch überwog. Sie hatten das Stroh aus den Strohsäcken herausgezerrt, die Säcke waren benäßt. Im Kochkessel fanden wir fertigen Kartoffelbrei und in dessen Mitte thronte ein großer Sch...haufen. Alles war in unwürdigem Zustand. Wir machten jedoch keinen Skandal daraus.

Nach und nach trafen viele von der Kompanie ein. Wo sie herkamen, weiß ich nicht. Wir richteten uns ein, blieben aber nur die eine Nacht, dann zogen wir per Lkw weiter und gelangten nach Zschernikow³².

Zschernikow

Dort nahmen wir in einem großen Bauernhof Quartier. Zschernikow liegt direkt an der Ostsee, man hörte das Rauschen. Es waren nur 100 Meter bis zum Wasser, dorthin zu gehen, war uns aber untersagt. Hier blieben wir vom 25. September bis zum 1. Oktober 1944, waren aber ohne jede Beschäftigung. Kamerad G., den ich schon von Narwa her kannte, an sich ein recht angenehmer Mensch, klaute ein Kaninchen, schlachtete es, zog es ab und briet es in einzelnen Stücken. Er gab keinem ein Stück ab, obwohl wir alle Hunger hatten, denn die Verpflegung war in diesen Wochen sehr mangelhaft. Diese Selbstsucht habe ich später in der Gefangenschaft als Hungererscheinung an mir selbst erlebt und bereue das heute. Aber wahrer Hunger kennt kein Gebot.

Dann ging es am 1. Oktober weiter, etwa 20 Kilometer, in eine Bungalow-Siedlung in einem Waldstück mit schönem kleinen Häuschen. Die Bewohner wohnten noch darin. Wir befanden uns ja nicht im Feindesland, sondern Lettland war mit uns befreundet. Wir waren nicht die ersten in

³² Zschernikow, wahrscheinlich Zarnikau, Erholungsort nördlich von Riga.

diesen Häusern, in fast allen Räumen lagen Strohsäcke. Die Leute waren aber so kriegsungeohnt, daß sie sich beschwerten, als ich zum Aufhängen meiner täglichen Utensilien meine kleinen Säckchen mit Einhalb-Zoll-Nägeln an einem Türpfosten befestigte. Wir machten ihnen klar, daß morgen vielleicht die Russen kämen und sie dann größere Schäden haben würden. Im Garten war ein Unterstand eingegraben, vielleicht als Flieger-schutz, darin hatten sie ihr Eingemachtes. Leider haben einige Kameraden davon einiges mitgenommen. Dort blieben wir vom 1. bis zum 8. Oktober.

Die Russen hatten inzwischen fast alles Land nördlich von Riga besetzt und drängten südlich von Riga auch schon auf die Küste zu. Uns blieb nur noch ein schmaler Schlauch von einigen Kilometern, um noch an Riga vorbeizukommen in das Kurland, das bis zur Übergabe am 8. Mai 1945 tapfer und zäh verteidigt wurde. Und so flohen wir, die Straße lag schon unter Beschuß, am 8. Oktober von dort durch Riga hindurch ins Kurland hinein. Aus irgendeinem Grunde hatten wir schon zwei Nächte lang keinen Schlaf gehabt und ich habe von Riga so im Halbschlaf nicht viel gesehen.

Wir landeten in einem großen Feldlager mit riesigen Strohdienen, sogar überdacht. Hier sollten wir erst mal schlafen. Aber kaum hatten wir uns hingeworfen, war wieder Alarm: Es hieß, russische Panzer seien durchgebrochen. Unsere Einheit habe den Befehl, sie aufzuhalten. Also sprangen wir, fast im Halbschlaf, wieder auf die Lkw. Es ging noch am 8. Oktober nach Seepeneskoog, einem kleinen Dorf, wo wir sofort eingeteilt wurden, ein Teil irgendwo an eine Panzersperre, andere als Kampfreserve, ich wurde Melder. Wir, die wir im Bauerngehöft bleiben konnten, fielen wie tot ins Stroh. Ich tauchte am nächsten Tage erst gegen Mittag wieder auf. Man hatte mich gar nicht vermißt. Von Panzern war weit und breit nichts zu sehen.

Wir lagen in einem schönen großen Bauernhof, von den Leuten schon verlassen. Unser Koch, es war wieder derselbe, den wir von früher her gut kannten, versorgte uns reichlich. Die Kühe im Stall wurden gemolken, es gab Milch und Käse. Viele Bauern hatten ihr Vieh von den Ketten gelöst und waren geflohen. Auf der Straße liefen fette Schweine herum und Rinder, man brauchte nur einen Strick aufzuheben, dann hing eine Kuh daran. Wir lebten wie im Schlaraffenland. Der Koch stellte Schüsseln mit Schweinegriepen³³ auf, jeder konnte nehmen, was er wollte. Kommandos wurden ausgeschickt, die sammelten in kurzer Zeit eimerweise riesengroße Heidelbeeren. Aus den Feldern gruben wir Kartoffeln aus. Da brüllt uns doch einmal ein Offizier an: Das wäre Raub, wir seien hier im Freundesland. Den haben wir, denn er stand jenseits eines Grabens, ausgelacht: "Die Kartoffeln sollen wohl die Russen haben?" Aber sie konnten es nicht lassen, uns zu beschäftigen und machten formales Exerzieren mit uns,

³³ Mitteldeutsch für Schweinegriepen.

direkt hinter der Front. Es müssen wohl viele arbeitslose Offiziere in der Gegend gewesen sein.

Libau

Nachdem sich die Situation etwas gefestigt hatte, mußten wir wieder weiter ziehen. Am 16. Oktober 1944 bestiegen wir einen Lkw und es ging nach Libau. Der Lkw besaß einen eisernen Boden und wir hatten Nägel unter den Schuhen. Sitzplätze gab es nicht. Wir standen dicht gedrängt und versuchten, uns zu halten, wenn es durch große Schlaglöcher ging.

Das erste Quartier in Libau war ein Wohnhaus. Dort führte eine eiserne Wendeltreppe ins Obergeschoß, ähnlich, wie in meinem elterlichen Wohnhaus in Essen 1916. Ich war gerade grippös erkrankt und der Sani³⁴ wollte mich ins Lazarett schicken. Dagegen wehrte mich aber mit aller Kraft. Nach einigen Tagen ging es mir wieder besser und ich mußte im Hof Teppiche und Betten klopfen. Das paßte mir gar nicht. Der Sani, ein sehr netter, blonder junger Mensch, hatte seinen Behandlungsraum am Rande einer nahen Wiese. Als ich einmal bei ihm war, kam gerade ein Junge über die Wiese gerannt und schrie. Er hatte sich beim Holzhacken zwei Finger abgehackt, die hingen noch an Hautfetzen. Ob der Sani die wieder anheilen könne? Nein, das ging nicht. Da riß sich der Junge die Finger selbst ab und wurde verbunden, ein schrecklicher Anblick.

Inzwischen lebte die Gruppe unserer Kompanie, mit der ich gekommen war, in einem großen Zweifamilienhaus, in dem alle Räume mit Doppelstockbetten ausgestattet waren.

Unsere Dienstaufgaben in Libau bestanden im Wachdienst am Hafen und der Beaufsichtigung der Gefangenen, die dort arbeiteten. Wir marschierten am Morgen, nicht sehr früh, etwa 15 Minuten weit zum Hafen hinunter. Für mich war das etwas ganz Neues, ich hatte doch noch nie einen Seehafen gesehen und nicht so viele Schiffe. Es gab mehrere Hafenbecken: einen Binnenhafen, einen Kriegshafen, einen U-Boothafen. Im Kriegshafen kamen die Truppentransporter an. Obwohl doch jeder wußte, daß bald Schluß sein würde, wurden immer noch Truppen ins Kurland hineingepumpt. So sah ich dann die mir riesig erscheinenden Dampfer mit Soldaten und Kanonen einlaufen. Einer über 5.000 Tonnen war jedoch nicht dabei.

Wir waren am Binnenhafenbecken zur Aufsicht über die Entladung von Munitionsschiffen eingesetzt. Auf den Schiffen wurde von der Schiffsmannschaft die Muni aus den Laderäumen hochgehievt, die Wünsche rasselten in einem fort! Die Granaten lagen auf den Ladebrettern, oder zumindest glaube ich, daß sie so hießen, der Kran drehte die Dinger an

³⁴ Sanitäter.

Land, dort mußten die Gefangenen die Granaten in Waggonen verladen. Der Posten, also ich, hatte zu zählen, denn es gab genaue Anweisungen, wie viele rechts, wie viele links, wie viele Mitte zu stapeln waren, damit die Waggonen gleichmäßig ausgelastet wurden. Die Russen zählten aber auch selbst, es waren willige Leute. Nun passierte es auch gelegentlich, daß die ganze Portion Granaten von den Brettern abrutschte und ins Schiff zurückfiel. Beim ersten Mal war das für uns ein großer Schreck, wir dachten, daß nun alles explodieren würde. Aber nichts geschah, die Granaten waren ja nicht scharf gemacht. Vorsichtig mußte man nur mit Werfer-Munition sein, die ging leicht hoch.

Da stand man nun den ganzen Tag, Gewehr umgehängt, zum Sitzen kam man kaum. Es gab aber auch Ruhepausen und manchen Leerlauf. Das war erträglich, manchmal sogar gemütlich, solange es noch Herbst war, aber als dann die Winterstürme und der Schnee kamen, fror ich dort sehr, obwohl die Temperaturen in Libau nie weit unter Null Grad fielen. Das kam durch das feuchte Seeklima.

Zum Schutz gegen Wind und Kälte hatte ich einen gewaltigen Pelzmantel, den man noch über dem eigentlichen Wehrmantsmantel trug. Ich hatte ihn mir organisiert, als ich zu Winteranfang einmal mit ein paar Kameraden in Libau zur Aufsicht in ein Pelzmantellager kommandiert war, wohl, weil ich angeblich von Pelzen etwas verstand. Der Mantel war innen mit diversen Fellen gefüttert, mit Opossum, Rotfuchs, Skunks: ein ziemlich buntes Bild. Er war mir aber etwas eng, als ich ihn erwarb, das heißt, als ich abends vergaß, ihn wieder auszuziehen. In dem Lager waren scheunenhohe Stapel von Pelzmänteln für die Front im Winter aufgebaut, ob sie jemals zur Ausgabe gekommen sind, habe ich nicht erfahren. Dort trat ein Offizier an mich heran, der trug einen sehr guten Pelzmantel und sagte, der sei ihm zu weit, ob ich ihm den nicht austauschen könne. Ich sah mir den Mantel an, er war durchweg mit Opossum und Murrel ausgestattet, eine prima Ausführung. Ich bot ihm meinen Mantel an. Und siehe, er paßte ihm gut. Wir waren beide zufrieden mit dem Tausch. Ich wollte den Mantel beim nächsten Urlaub mit nach Hause nehmen, er war ja nicht im Soldbuch eingetragen. Aber es gab keinen Urlaub mehr, wir waren eingekesselt. Später landete der Mantel auf der Kompaniekammer, er hätte mir nichts mehr genützt.

Trotz dieser warmen Umhüllung war das Frieren im Hafen das Schlimmste. Manchmal ging ich auf das zu entladende Schiff, stellte mich breitbeinig auf die eiserne Treppe, die zum Maschinenraum führte, und ließ die Wärme so richtig von unten her an mir hochziehen. Kam ich zurück an Land, dann fror ich um so mehr. Übrigens habe ich dort auch die Mitternachtssonne kennengelernt.

Der Russe wußte natürlich, welchen Wert der Libauer Hafen für uns hatte und machte fast täglich Bombenangriffe, wobei viel Schaden angerichtet wurde. Einmal versenkte er ein Schiff, das draußen auf Reede

lag. Das hatte unter anderem Tabak geladen. Vielleicht war die Hauptladung nicht so wertvoll, jedenfalls wurde das Schiff freigegeben und Soldaten und Zivilisten tauchten nach Tabakkisten, die natürlich mit Seewasser durchtränkt, aber getrocknet doch noch brauchbar waren. Einmal kaufte ich auch Tabak gegen Süßstoff von einem Letten. Er war aber für meine Begriffe nicht genießbar.

An einer Längsseite des Beckens war ein Schiff mit Verpflegung gesunken, auch Fliegerschokolade war dabei. Da waren die Soldaten selbst wie toll hinterher. Diese Anlegestelle im Hafen war aber von da an blockiert und verloren. An der Kopfseite des Beckens befand sich eine Gleisanlage für die Eisenbahn. Dort legte der große Eisenbahntransporter, die "Preußen" an. Die Gleise wurden verbunden und man holte noch 70 Lokomotiven aus dem Kurland heraus. Beim nächsten Mal bombten sie die "Preußen" auf Grund. Nun war Schluß mit Abtransport, der betreffende Kai war auch verloren. Zum Heben dieser Schiffe konnte wohl keine Technik beschafft werden.

Einmal waren wir gerade beim Ausladen eines Schiffes, sechs Waggons waren schon voll Munition, ich saß gerade beim Mittagessen in einem Schuppen, da sah ich draußen Menschen vorbeirennen. Alarm hatte ich nicht gehört, lief aber doch sofort hinaus und da krachte es auch schon. Ich hatte gerade noch Zeit, in einen nahe gelegenen Bunker in dem Sandgelände am Hafen zu flüchten. Er bestand aus dicken Stämmen, war auch gut gedeckt, aber ein Treffer hätte ihn im Sande weggefegt. Drinnen waren wir etwa 20 Personen, standen dichtgedrängt. Darunter war der Kapitän des Schiffes, der bis dahin immer lauthals und großspurig renommiert³⁵ hatte. Es erfolgte ein Knall und eine Explosion nach der anderen und bei jedem Knall seufzte er laut und stand mit erhobenen Armen an der Wand. Sehen konnten wir nicht, was geschah, merkten aber, daß es plötzlich recht warm wurde. Ein Strohstapel, der 15 Meter entfernt lag, war in Brand geraten und wenn der Wind nicht landwärts, sondern seewärts geblasen hätte, wären wir in dem Bunker lebendig gebraten worden. Die Bomber waren längst fort, hatten zwar das Schiff nicht getroffen, aber unsere vollen sechs Waggons, auf denen die Granaten durch die Hitze laufend explodierten, so daß die Splitter überall herumflogen; deshalb wäre eine Flucht aus dem Bunker auch nicht bekömmlich gewesen. Das Ganze dauerte an die zwei Stunden, dann war Ruhe. Am nächsten Tage wurde die Entladung des Schiffes fortgesetzt.

Einmal gab es Alarm, als wir abends im Quartier waren. Im Nebenhaus war ein guter Keller, den wir aufsuchten und das Geknalle der Explosionen im Hafen anhörten. Plötzlich ertönte ein ungeheurer Knall. Das Schiff im Hafen war getroffen und mit seiner Munition völlig zerfetzt worden. Der Hafenkai war auf 200 Metern Länge völlig aufgerissen und mit

³⁵ Geprahlt.

markstückgroßen Splittern bedeckt worden. Er sah aus wie eine Sandwüste. Ein Wachbunker nahe am Kai war zwar stehengeblieben, aber die Flutwelle hatte die vier Insassen ertränkt. Eine Stahlplatte von einem halben Quadratmeter Größe und 5 Zentimetern Stärke war stad[t]wärts in den Hof neben uns geflogen und ihr wiederholter Aufprall hatte den gehörten Lärm verursacht. Der Anker des Schiffes wurde einen Kilometer entfernt in einem Garten gefunden.

Dadurch war uns auch die letzte Entladungsmöglichkeit im Libauer Hafen genommen und wir waren also arbeitslos. Wir spazierten dann nur noch umher, waren auch einmal im U-Boothafen, wo gerade ein U-Boot lag. Aber man verweigerte mir die Besichtigung. An der Spitze des Hafens war ein Schuppen, in dem gewaltige Seeminen lagerten und 20 Meter daneben befand sich ein Luftschutz-Splittergraben. Ausgerechnet da war wieder Alarm und wir stiegen in den Graben. Wenn die Minen getroffen worden wären, dann wäre von uns nichts mehr übrig geblieben. Außerhalb der Stadt lag ein großes Krankenhaus, das brannte lichterloh aus allen Fenstern, die Verwundeten hatte man aber vorher retten können.

Nun war in Libau auch mein liebes ABA von Lemsal her etabliert. Ich ging hin, begrüßte Freund H. und bat ihn, sich bei L. dafür einzusetzen, daß ich wieder zum ABA kommandiert werden würde. L. mußte das aber leider ablehnen, da jegliche Kommandierung wegen des Rückzugs untersagt war. Vielleicht wäre es mir in Gefangenschaft im ABA besser ergangen, als es mir bei der Kompanie erging. Die Leute vom ABA blieben als Gefangene im Kurland, bis sie entlassen wurden.

Weihnachten 1944 auf 1945 verlebten wir in unserem Quartier in Libau. In einem großen Raum versammelten sich alle, die dort wohnten, zu einer Weihnachtsfeier, bei der Hermann V., ein Methodistenprediger aus Nagold, die Ansprache hielt. Was er sagte, ist mir entfallen, es war aber sehr zu Herzen gehend. Danach sangen wir alle "Es ist ein Ros entsprungen", drei Verse. Dann stand ich auf und sagte: "Es gibt noch einen vierten Vers. Er lautet: Wir bitten Dich von Herzen, Gott Vater aller Gnad, um dieses Kindleins Schmerzen, die es erlitten hat, wollest uns behilflich sein, daß wir ihm mögen machen, ein Wohnung zart und fein." Das führte V. und mich näher zusammen, als wir merkten, daß wir ja eines Geistes Kinder waren. Nach diesem offiziellen Teil feierten alle Stuben unter sich weiter und es wurde ein ganz fürchterliches Besäufnis daraus. Auch ich war ziemlich voll, merkte aber noch, wie man einem Kameraden Brennspritus einschenkte, und daß der nach dem ersten Schluck gleich umfiel. Auch mein Glas war plötzlich wieder voll, ich war aber mißtrauisch und spuckte den genommenen Schluck gleich wieder aus.

Der Schnaps schien, Gott sei dank, alle zu sein, da wankte Kamerad F., der von der Insel Fehmarn stammte, wo er Steinmetz war und die benötigten Steine beim Tauchen im Meer mit Ketten umschlang und durch Pferde aus dem Meer ziehen ließ, in die Stube. Je eine Flasche in der Hand,

erstieg er das Doppelbett und stand oben, singend und die Flasche schwenkend. Es packten gleich einige zu, entwandten ihm die Flaschen und die Feier ging weiter. Ich hatte eine Woche vor dem Fest zwei Weihnachtspakete von zu Hause erhalten, es mußte also doch noch ein Loch sein in unserer Einkesselung. Die Pakete wollte ich bis Weihnachten aufheben, aber weil die Kameraden warnten, wer weiß, was bis dahin mit uns ist, Pakete frißt man gleich auf. So hatte ich ein Paket bereits verbraucht und war glücklich, noch eines zu besitzen und öffnen zu können. Das war mein schönster Augenblick an diesem Kriegswihnachten 1944. Meine Stimmung war sowieso schon auf dem Nullpunkt. Ich schrieb an Mary: Das Bild kannst Du jetzt abnehmen und verbrennen, ich will nichts mehr von ihm wissen. Gemeint war das Hitlerbild im Wohnzimmer.

Tadeiki

Das Libauer Kommando wurde am 12. Januar 1945 zur Kompanie zurückgebracht und wir sammelten uns am 13. Januar 1945 in Tadeiki. Wie schon vermerkt, kann ich für den Ortsnamen nicht garantieren, es kann auch Rujen gewesen sein. Wir bekamen Quartier auf einem flachen, von einem Wassergraben umflossenen Hügel, der über einen Steg erreichbar war. Es befanden sich dort mehrere gute Erdbunker, die auch jetzt im tiefen Winter Wärme hielten.

Wenn ich nun von Enten berichte, dann paßt das nicht in die Winterlandschaft, sondern hat sich wahrscheinlich zwischen dem 2. und 23. September 1944 in Rujen abgespielt. Also: Auf dem Wasser schwammen Enten. Hauptmann E., der in Tadeiki längst nicht mehr bei uns war, wohl aber im angeblichen Rujen, drohte uns, daß keiner die Enten zu schießen hätte, wir seien hier im Freundesland! Das taten wir auch nicht, sondern wir banden Brotbröckchen an lange Bindfäden und warfen diese weit ins Wasser. Zwei Enten schnappten und schluckten das Brot, worauf wir sie friedlich an Land zogen. Kamerad Gebauer hatte eine Bratpfanne und die Enten wurden stückweise gebraten. Weil aber keiner von uns etwas davon verstand, verbrannten sie und waren umsonst gestorben. An dem Entenwasser geschah auch folgendes: Ein Gefreiter S., ein Mann mit Fronterfahrung, wollte in dem Wasserlauf mit Handgranaten Fische fangen, was verboten war, weil dabei zu viele Tiere zu Grunde gehen. Er zog die Handgranate ab und hielt sie, anstatt sie zu werfen, ans Ohr, zu hören, ob sie tickte. Da ging sie los und verletzte ihn tödlich. Er hatte eine Frau und sechs Kinder zu Hause. Das hat ihn aber nicht gehindert, sich überall mittels Brot und anderer Geschenke Frauen zu verschaffen. Er hatte das zu toll betrieben. Zum Glück war ich bei dem Vorfall nicht anwesend.

In diesem Erdbunker traf ich auch zum ersten Mal mit dem Kameraden V. zusammen, über den ich bei "Libau" schon berichtet habe und von dem aus der Gefangenschaftszeit noch mehr zu erzählen sein wird.

Der bereits erwähnte Kamerad F., wie auch ich, die Bayern nicht so recht lieb und es waren deren viele bei uns. Er kam auch mit ihrem Dialekt nicht zurecht, selbst sprach er ein wunderbar reines Hochdeutsch mit dem norddeutschen Idiom. Einmal sagte er: "Wenn ich die Bayern sprechen höre, dann denke ich, ich habe einen ausländischen Sender angestellt."

War es in Tadeiki, oder anderswo, da brannte im Quartierhaus eine Stube aus, weil das Rohr einer Panzerfaust, unsachgemäß behandelt, losgebrannt war, es richtete aber nur Sachschaden an. In dem Haus, in dem wir an einem langen Tisch saßen, gab es sogar elektrisches Licht. Das brannte aber so dunkel, daß wir Hindenburglichter als hell empfanden. Erst gegen 22 Uhr wurde der Strom stärker. In diesem Quartier war es auch, wo ich neben dem Hiwi Seraphin schlief. Wer weiß, wie es dem armen Kerl nach der Übergabe ergangen ist. In Tadeiki waren wir vom 13. Januar 1945 bis zum 26. Februar 1945.

Taši

Dann sammelte sich die Ganze Kompanie in Taši, erstmalig vollzählig angetreten. Wir waren 150 Deutsche und 175 Hilfswillige. Erstaunlich, wo die mit einem Male alle herkamen.

Taši war eigentlich ein Sumpfloch. Unsere Baracken lagen auf einer kleinen Erhöhung, rings von Sumpf umgeben, über den Stege und Bretter führten. Etwas oberhalb war ein Lager von Kriegsgefangenen, das befand sich auf trockenem Gelände. Oder wohnten dort unsere Hiwis? Außerhalb des Sumpfes waren die Verwaltungsbaracken und die Kompanieküche untergebracht. Unser Kompanieführer war, bereits seit Rujen, Oberleutnant N. Er war ein ruhiger, angenehmer Mensch, gar kein Offizierstyp.

Die Tage vom 26. Februar bis zum 13. März 1945 haben wir dort mit Nichtstun zugebracht. Einige Male war ich mit Gefangenen im Wald, um Bäume zu sägen für Muni-Stapel. Da war es bitterkalt und Gefangene und Posten froren gleichermaßen. Wir standen oder saßen oft kameradschaftlich um ein Feuer herum, das die Russen ja erstaunlich gut mit halbfleuchten Blättern anzünden können. Bei der Gruppe waren zwei Gebildete. Einer war angeblich Dozent in Leningrad, er sprach gut deutsch. Bei Debatten machte er mir Vorhaltungen: "Sie wollen ein gebildeter Deutscher sein und wissen nichts von Leibnitz und Hegel?" Ja, diese Philosophen waren bei den Nazis nicht gefragt.

Dann wurde ich mit einem Teil der Kompanie wieder abkommandiert zu einem Gefangenenlager in Grobin³⁶, eine halbe Stunde Lkw-Fahrt von Taši entfernt.

Grobin

Das Gefangenenlager Grobin bestand aus einem mit hohem Drahtgeflecht eingezäunten Baracken-Komplex, in dem wohl mehr als 100 Gefangene lebten. Sie erhielten ihre Verpflegung von derselben Stelle, wie auch wir, sie war nur minderwertiger als unsere. 100 Meter davon entfernt lag der Wohnbunker für die Wachmannschaften. Es war der beste Bunker, den ich kennenlernte, aus starken Stämmen gefügt mit starker Stammabdeckung und Erde darüber. Er befand sich anderthalb Meter tief in der Erde und verfügt über einen Raum mit Doppelstockbetten und zwei Räume zum Aufenthalt. Etwas abseits lag noch ein Fliegerhorst, dessen Maschinen aber wegen Benzinmangels nicht mehr aufsteigen konnten. Man hätte sich an diesem Fleck wohl fühlen können, wenn nicht in jedem die Angst gesteckt hätte: Was wird werden? Der Krieg ist verloren. Dazu kamen laufende Fliegerangriffe, die zwar planlos erfolgten, weil überall dichter Wald war, aber sie ahnten wohl, daß deutsche Truppen darin waren. Wenn ich nicht mit Arbeitskommandos unterwegs war, hatte ich Wachdienst am Gefangenenpferch. Dieser war mit unserem Bunker durch einen Draht zwischen den Bäumen hindurch verbunden. Sollte eine Gefahr bestehen, dann konnte man an diesem Draht ziehen und damit im Bunker eine Glocke läuten. Die Gefangenen waren aber vernünftige Leute, sie wußten gewiß, daß ihre Befreiung bevorstand.

Tag und Nacht flog eine "Nähmaschine" das Gelände ab, warf irgendwo drei Bomben und war nach einer halben Stunde wieder da. Das war aufreibend, denn ich sah: die erste Bombe, die zweite schon etwas näher, die dritte ganz nahe. Neben mir war ein Schutzloch gegraben worden, aber das stand voll Wasser, war also nur im Notfall zu benutzen. Die Gedanken jagten im Kopf, ich möchte sagen, im Herzen. Ich betete viel: "Lieber Gott, laß mich nicht noch im letzten Augenblick des Krieges umkommen." Ich rang mit Gott in meiner Not, wie Jakob es tat: "Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn." Ich suchte nach Zeichen von ihm. Da fand ich einmal im Sand ein kleines Ammonshorn, besah es mir und warf es wieder weg. Dann fiel mir ein: Wenn ich diese Muschel wiederfinde, dann darf ich wieder nach Hause, wenn nicht, bin ich verloren. Ich fand sie wieder und das schien mir wie ein Gotteswink: Er hat mich erhört, ich werde am Leben bleiben.

³⁶ Grobin (lettisch Grobina), Stadt (ca. 4.300 Einwohner) nordöstlich von Libau.

Da legte ich Gelübde ab: Ich werde, wieder in der Heimat, einen goldenen Ring anfertigen lassen, der mich immer an diese schwere Zeit erinnern soll und den ich der Kirche Gottes weihe, und der nach meinem Tode der Kirche zu übergeben ist. Ich wußte ja, daß Halle Fliegerangriffe erlebte, aber daß am 30. April 1945 auch unser Haus einen Bombenschaden bekommen hatte, wußte ich nicht, denn Post bekamen wir nicht mehr, wir waren ja im Kessel. Das Gold zu dem Ring wäre auch bei Totalschaden wahrscheinlich noch vorhanden, es war gut gesichert. Ich gelobte Gott, wenn ich nach Hause käme und das Haus stünde und meine Frau, unsere Tochter und die Oma noch am Leben wären, dann würde der Ring den Spruch tragen: "Gottes Lieb in Ewigkeit". Stünde ich aber vor den Ruinen, dann sollte er lauten "Gottes Will hat kein Warum".

Danach wurde ich ruhiger. Ich beugte mich unter seine Hand und seine Liebe und die Gnade unseres Herrn Jesus Christus ließen mich all das Schwere, das ich in der Gefangenschaft ertragen mußte, durchhalten. Der Ring wurde später angefertigt und ich informierte die Kirche über die geplante Aushändigung.

Im Bunker hatte ich ein oberes Bett belegt. Weil dieses aber über Bodengleiche lag, getraute ich mich wegen eventueller Bombensplitter nicht hinein und schlief nach der Wache unten, im Bett eines Kameraden. Im Stroh dieses Bettes verlor ich den Motivsucher meines Fotoapparates, möglicherweise fand ihn auch jemand und behielt ihn. Ich führte doch eine Voigtländer Bessa mit mir und hatte ganze Kriegszeit über viele Aufnahmen gemacht, die teilweise auch diese Aufzeichnungen belegen und mir dafür Gedächtnisstützen waren. Als wir noch in Dorpat waren, schickte ein Kamerad aus Lodz (Litzmannstadt)³⁷ meine Filme mit seinen nach Hause und ich bekam sie mit den Abzügen schnell wieder. Später muß ich eine andere Möglichkeit gehabt haben, kann mich aber nicht recht entsinnen. Der letzte Film blieb unentwickelt im Apparat, bis die Russen ihn mir raubten.

Angenehm war der Arbeitseinsatz mit Gefangenen. Morgens traten wir Posten in ihren Pferch und sie mußten in Front antreten. Dann wurde zur Einteilung aufgerufen, es hieß beispielsweise: "Gefreiter K. – 10 Mann". Dann stürmten meine 10 Mann, die immer mit mir waren, sofort zu mir. Und bei den anderen Posten war es auch nicht anders. Wir sind immer gut zu den armen Kerls gewesen. Dann fuhren wir mit Lkw in einen Wald zu einer Stelle, an der bereits Soldaten standen und mir Anweisung gaben, welche Bäume gefällt und entästet werden sollten. Diese Soldaten fuhren gegen 15 Uhr zurück. Dann war ich mitten im Walde mit den Gefangenen allein. Sie hätten mich glatt umbringen können und versuchen, zu fliehen. Doch wußten sie, daß sie ja doch gefaßt werden würden und auch, daß der Krieg schon fast vorbei war. Das Arbeitspensum schafften sie mühelos und

³⁷ NS-Bezeichnung "Litzmannstadt", heute Łódź.

dann saßen wir herum und suchten uns die Zeit zu vertreiben. Ich begann, mit meinem Gewehr auf Büchsen zu schießen, die wir auf Baumstümpfe stellten. Dann gab ich, zuerst mit unsicherem Gefühl, mein Gewehr auf deren Bitte den Russen und sie schossen besser als ich. Dies war natürlich ein Risiko, aber sie erkannten mich voll an. Einer von ihnen war einmal zwei Stunden lang verschwunden und ich war sehr beunruhigt. Dann kam er seelenruhig wieder und sagte, er sei nur eben dort in dem Dorf gewesen. Das ging natürlich zu weit und ich mußte ihn ausschimpfen.

Ein andermal gingen wir zu Fuß zu einem näher gelegenen Waldarbeitsplatz und kamen an einem Bauernhof vorbei. Ich besaß vom ABA her als Geschenk von Bruno H. eine Schachtel mit 100 Tütchen Süßstoff. Die Hälfte hatte ich schon an Kameraden verschenkt, auch bei Zivilisten eingetauscht gegen Butter und Eier. [...] Süßstoff für Eier war besser als Geld, die Leute hatten doch keinen Zucker.

Am Bauernhof angekommen, hieß ich meine Gruppe draußen stehen bleiben und ging mit einem Russen ins Haus, um Eier und Butter gegen Süßstoff zu handeln. Es war aber nichts zu machen, die Leute ließen sich auf nichts ein. Als wir wieder hinauskamen, waren meine übrigen neun Mann verschwunden. Ich bekam einen Schreck. "Keine Angst", sagte mein Russe, "die sind dort im Wald." Wir kamen zu einer Stelle, an der sie alle gebückt standen irgend etwas buddelten. Sie hatten, während wir zwei in dem Hause waren, in der Scheune einen Haufen Kartoffeln gefunden und ihre Säckchen (Meschki) damit gefüllt, waren dann klugerweise weitergegangen in den Wald. Dort schütteten sie alle Säckchen aus und legten elf gleich große Häufchen. Dann drehte sich einer von ihnen um und ein weiterer fragte: "Komu?" – "Für wen?" Der Unparteiische nannte einen Namen: "Das für Iwan, das für Fedja, das für Posten." So bekam jeder seinen gerechten Anteil. Und dieses Spiel wiederholten wir dreimal, ohne daß die Leute etwas merkten. Jedes Mal ging ich mit einem Mann hinein, um die Leute am Hinausgehen zu hindern. Und jetzt kommt das Staunenswerteste: Zuletzt sagten mir die Gefangenen: "Im Flur steht eine Truhe mit Würsten und Speck, dürfen wir davon nehmen?" Man denke, diese ausgehungerten Männer, deren Verpflegung doch wirklich schlecht war, wollten mir als Posten keine Unannehmlichkeiten bereiten. Ich mußte ihnen sagen, daß das nicht gehe, ich würde sonst für den Diebstahl verantwortlich gemacht. Lettland war ja Freundesland.

Manchmal, wenn dienstfrei war, ging es auch in unserem Bunker ganz nett zu. Man mußte allerdings stets horchen, ob auch keine Flieger über uns brummten. Einmal passierte allerdings das Folgende: Wir saßen an unserem langen Tisch, ich an der Rückseite. Die Schmalseite stand an der Trennwand zum Nebenraum. An dieser Schmalseite saß ein Kamerad, an dem ich gerade vorbeigehen wollte. Dazu mußte dieser allerdings aufstehen. In diesem Augenblick knallte es nebenan und der Unteroffizier H. schrie im Nebenzimmer auf. Ich lief zu ihm und sah, daß er sich beim Reinigen

seiner Pistole aus Unachtsamkeit in den kleinen Finger der linken Hand geschossen hatte.

Der Schuß war in dem Augenblick losgegangen, als ich an dem Kameraden vorbei wollte. Die Kugel fuhr durch die dünne Wand, dann zwischen mir und dem anderen hindurch, löcherte auf dem Tisch ein Kochgeschirr und schlug an der gegenüberliegenden Seite ein. Wilhelm Busch schrieb einmal: "Fehlgeschossen, Herr Blitz, hier sitzt der Fritz." Das hätte böse ausgehen können. Den Unteroffizier begleitete ich in das nahe gelegene Lazarett zum Verbinden. Wir sahen ihn nicht wieder. Die Vorgesetzten glaubten ihm den Unfall nicht, sondern klagten ihn der Selbstverstümmelung an, er wurde verhaftet und zur Aburteilung in der Heimat auf ein Schiff gesetzt. Da er in Halle, in der Lutherstraße gewohnt hatte, suchte ich ihn nach dem Kriege dort auf, seine Frau öffnete, ich fragte nach ihm, ich sei ein Kamerad von ihm. Da fing die arme Frau an zu heulen und berichtete mir, das Schiff sei auf eine Mine gelaufen und alle Mann an Bord wären beim Untergang ertrunken. Oh, hat mich diese Nachricht geschmerzt. H. war so ein lieber Kerl.

8. Mai 1945.

Es war mir doch einmal gelungen, Eier gegen Süßstoff zu erwerben und ich hatte auch am 8. Mai noch ein Ei, das ich draußen vor der Baracke mit Genuß ausschlürfte. Es waren an diesem sonnigen Morgen so fremde Geräusche in der Luft. Ich hatte gerade dienstfrei. Da kam jemand mit der Nachricht: Der Krieg ist aus. Ab heute ist kein Einsatz mehr. Es war wie eine Erlösung, aber gemischt mit tiefer Trauer über die Niederlage unseres Vaterlandes und große Unruhe, was nun mit uns geschehen werde.

Am nahen Flugplatz starteten die letzten Flugzeuge, soweit Benzin da war. Sehr viele Soldaten drängten sich, mitzufliegen nach Deutschland. Manche kletterten in die Fahrwerke, andere hingen am Rumpf, es sollen viele abgestürzt sein. Sie alle hatten Panik vor der Gefangenschaft beim "Iwan". Wir empfingen noch mal, wie immer, im Lazarett unsere Tagesverpflegung, dann packten wir unsere Sachen, ließen die Gefangenen antreten und setzten sie nach Taši zur Kompanie in Marsch. Auch wir selbst fuhren zum letzten Mal mit unseren Lkw dorthin zurück. Vorher wurde jedoch im Lazarett noch Marketenderware ausgegeben, für jeden 500 Zigaretten und Tabak, aber kein Schnaps. Den hatte man lieber vernichtet. Man wollte den Russen gewiß nicht so große Bestände überlassen.

Im Quartier in Taši kam einer auf die Idee, man könnte doch versuchen, noch einmal Abendbrot zu fassen. Ich erbot mich und fuhr mit einem Fahrrad wieder zu dem Lazarett und sagte, die Einheit XY habe für 100 Mann noch keine Abendkost. Widerspruchslos bekam ich die Butter ausgehändigt und zog mit einer vollen Schachtel ab, mit der ich von den

Kameraden freudig empfangen wurde. Das Stückchen Butter, vielleicht 100 Gramm für jeden, hat denen, die es sich einteilten, in den ersten Hungertagen gute Dienste geleistet.

Noch am 8. Mai versuchte die Leitung der Kompanie, dem Hiwi Seraphin behilflich zu sein, durch die Front zu den Russen zu gelangen. Er bekam Zivilkleidung, kam aber bald wieder zurück. Es war ihm nicht gelungen, und so mußte er das Schicksal seiner Kameraden teilen. Wir wissen nicht, was mit den Hiwis geschah.

Am Abend saß ich an meinem Platz im Quartier und hatte meine Zigarettenvorräte vor mir aufgebaut, um mich noch einmal an meinen Schätzen erfreuen. Da ging die Tür auf, herein kamen zwei Zivilisten und riefen: "Wir sind Partisanen!" Wir waren bestürzt. Sie traten an den Tisch und forderten Zigaretten. Ich gab ihnen eine Schachtel. Da lachten sie höhnisch: "Alle!" Und packten meine Vorräte ein. Ich hatte lediglich noch zwei Schachteln in der Tasche. Weiter taten sie uns nichts.

Von draußen hörten wir verstärktes Artillerie- und MG-Feuer von fernher. Es hieß, die Russen machten noch Freudenfeuerwerke und verpulverten den Rest ihrer Munition.

Am 9. Mai blieben wir noch ungeschoren in unserem Lager. Es tauchten nur einige russische Offiziere auf, die die Waffenabgabe anordneten. Gewehre, Seitengewehre und Patronentaschen hatten wir auf gesonderte Haufen zu werfen. Das war für uns deutsche Soldaten ein schmerzlicher und entehrender Augenblick. Denn wenn auch die meisten (?) sich vom Faschismus abgewandt hatten, wir waren doch vaterlandsliebende Deutsche. Wir wußten ja auch noch gar nicht, daß Hitler den Krieg selbst vorbereitet und verschuldet hatte, das erfuhren wir erst später. Die Russen drohten, jeden, der noch eine Waffe hatte, zu erschießen.

In Gefangenschaft

Am 10. Mai 1945 begann der lange Marsch in die Gefangenschaft, der mich viel körperliche und seelische Kraft kostete. Wir mußten vormittags auf einem Platz neben unserem Lager antreten, die Deutschen hier, die Russen dort. Unsere Hiwis wurden als erste auf unsere Lkw verladen und fuhren unter Winken ab. Sie sollen als Landesverräter behandelt worden sein, weil sie uns Deutschen geholfen hatten. Sie hatten jedoch, real gesehen, nur sich selbst geholfen, sich das Los der Gefangenschaft zu erleichtern. Wir bedauerten sie sehr. Dann fragte ein russischer Offizier die Kriegsgefangenen, ob sie gut behandelt worden seien, oder ob sie zu klagen hätten. Ihre Antwort war einstimmig, es sei alles gut. Daraufhin konnten sie unsere Lkw besteigen und fuhren ab, auch unter Winken. Die Sachlage hatte sich gewendet. Jetzt mußten wir laufen und die Russen fuhren. Gegen Mittag kam der Befehl zum Abmarsch. Der Koch hatte für den Tag eine Graupen-

suppe vorgesehen, diese war jedoch noch nicht gar. Ich weiß nicht, ob das den Russen klargemacht wurde, jedenfalls durften wir die Feldküche mit zwei vorgespannten Pferden mitnehmen. Nun standen aber in unserer Kompanieküche noch in flachen Formen Puddingportionen, alle schön fest. Statt die noch schnell auszugeben, blieben sie zurück und wir marschierten hungrig los. Bald kamen dann russische Soldaten, die einfach die Pferde von der Feldküche ausspannten und mitnahmen. So mußte sie mit unserem Mittagessen stehenbleiben und wir zogen hungrig weiter.

Schon nach kurzer Zeit tauchten rechts und links weitere Russen auf und besahen unser Schuhwerk. Wer gute Stiefel hatte, den hielten sie an: "Ausziehen!" und gaben ihm ihre eigenen, verbrauchten Segeltuchstiefel zum Tausch. Wenn jemand Pech hatte, paßten sie ihm nicht. Wer sich weigerte, den schlugen die russischen Soldaten ins Gesicht. Ich hatte zum Glück keine Stiefel, sondern Schuhe, die sie aber nicht wollten. Unser Oberleutnant N. hatte schöne Offiziersstiefel. Sie forderten ihn auf, sie ausziehen. Er weigerte sich. Daraufhin stießen sie ihn vor die Brust, daß er rücklings hinfiel und mit dem Kopf auf einen Stein aufschlug. Er war eine Weile besinnungslos. Nun zogen sie ihm seine Stiefel aus und warfen andere hin. Wir hatten außer der Feldküche auch noch den Kompaniewagen, der ebenfalls von zwei Pferden gezogen wurde. Auf den legten wir den armen N.

Nun kamen wir an eine Kreuzung in einer Ortschaft. Da sah ich zum ersten Mal russische weibliche Polizisten, vielleicht waren es sogar Soldaten, die den Verkehr regelten. Statt daß wir geradeaus weitermarschieren konnten, lenkte man uns, den Wagen vorne, in einen Seitenweg. Dort ließen sie uns anhalten, den Wagen aber weiterfahren. Sie bedrohten uns mit Pistolen und forderten, alle Ringe und Schmucksachen und Uhren abzugeben. Ich hatte schon am 9. Mai meine 8-Mark-Uhr an einem langen Bindfaden in den unteren Teil des Mantels versenkt und meinen Ehering ebenso im Waffenrock versteckt. Ich sah viele, die ihre Uhren und Ringe schnell in einen Sumpf warfen, neben dem wir hielten, damit der Russe sie nicht bekam. Aber durchsucht wurden wir nicht.

Plötzlich hörten wir weiter vorne einen Schuß. Wir dachten, nun hätten sie den armen N. erschossen. Es fuhr aber auf dem Kompaniewagen auch der Kompaniehund, ein schöner Schäferhund. Den hatten sie erschossen und den kranken N. heruntergeworfen. Mit dem Wagen und allem was darauf war fuhren die Russen dann auf und davon. Nach einiger Zeit kam N., fast gekrochen, er war ganz am Ende. Die Nacht vom 10. zum 11. Mai verbrachten wir dann im und am Straßengraben. Morgens konnte N. wieder gehen und wir marschierten ohne Bewachung zurück zur Straße und weiter auf Krottingen³⁸ zu. Ich hatte vorsichtshalber meinen Rucksack von dem Wagen heruntergenommen und getragen. Sonst wäre er gleich weg

³⁸ Krottingen (litauisch Kretinga), Stadt im Kreis Memel.

gewesen. So aber geschah es, daß wir in der Gegend von Prekulen³⁹, einem sehr umkämpften Ort, die Kampfstellungen der Deutschen und dann der Russen durchschritten. Da stürmte über das Feld ein baumlanger Kirgise mit herabhängendem Schnurrbart, in der erhobenen Hand ein langes Messer, direkt auf mich zu, wohl, weil ich viel Gepäck hatte und schrie mich an, während er mich mit dem Messer bedrohte: "Alles hergeben!" Nun rächte es sich, daß ich den modernen Rucksack hatte. An ihm waren nämlich auch Kochgeschirr, Trinkbecher und Brotbeutel befestigt. Das nahm er mir alles mit einem Ruck ab. Ich flehte ihn an, mir doch Kochgeschirr und den Brotbeutel zu lassen. Es half mir alles nichts: "Dawai, dawai!" Nun war ich arm wie Hiob, hätte nicht einmal Essen fassen können, wenn es welches gegeben hätte.

Und das mir, der ich die ganze Soldatenzeit über stets gut versorgt und besser ausgerüstet gewesen war, als viele andere. Ich war wohl mit Recht verzweifelt. Nun suchte ich auf der Straße, ob nicht etwas Brauchbares herumlag, aber wir waren durch die Kampfstellungen bereits hindurch, in denen vieles auf der Straße gelegen hatte. Ich fand nur einen zusammengedrückten Trinkbecher, den nahm ich mit. Ausbeulen ließ er sich kaum, dennoch behielt ich ihn bis zur Rückkehr nach Halle. Fort waren auch Wäsche, Strümpfe, Taschentücher, der Fotoapparat. Ich hatte noch ein Paar Strümpfe in der Hosentasche, auch ein paar Zigaretten und Stopfnadeln. An Süßstoff besaß ich nur noch zwei Päckchen, die ich in der Tasche getragen hatte. Der Straßenräuber konnte mit der Beute zufrieden sein. Ich ahnte damals nicht, daß wir später noch wiederholt "gefilzt" wurden, und alles einbüßten, was wir noch besaßen. Auf diesem Wege mußte ich auch noch mein Koppel an zwei Soldaten abgeben: "Du nicht mehr brauchen!" Mein gutes Taschenmesser hatte ich in den Gamaschen versteckt, dort muß es wohl herausgerutscht sein und war auch verloren. Das war schlimm. Wir marschierten am zweiten Tag bis zum Einbruch der Dunkelheit ohne Verpflegung. An einer Scheune machten wir Halt und die meisten legten sich drinnen nieder. Unsere Einheiten waren völlig auseinandergeraten, nur durch Zufall traf man einen Bekannten wieder. Ich war mit fremden Feldwebeln und Unteroffizieren zusammen gelaufen. Diese Chargen waren die Mutlosesten von uns allen. Die große Klappe, die sie bisher gehabt hatten, war vorüber. Sie getrauten sich nicht, hineinzugehen, dort würde man uns ermorden, sagten sie. Irgendwo fielen Schüsse: Jetzt haben sie Gefangene erschossen, war ihre Deutung. Ich fürchtete mich zwar nicht so, blieb aber mit ihnen draußen zum Schlafen. Am nächsten Morgen kamen wir an einer russischen Unterkunft vorbei. Soldaten standen am Zaun. Weil ich doch etwas russisch gelernt hatte, ging ich zu ihnen und bat, ob sie etwas altes Brot hätten. Ich sagte: "Hier 150 Menschen, nix essen, alle Hunger." "Moment!", bekam ich zur Antwort. Einer lief ins

³⁹ Prekulen (lettisch Priekule), Kleinstadt im Südwesten Lettlands, östlich von Libau.

Haus und kam mit einer Schürze voll trockenem Brot zurück, das er mir gab. Ich dankte ihm und verteilte es an meine Kameraden. Da fuhren mich die Feldwebel an, es sei würdelos von mir, vom Feind Brot zu betteln. Es begleiteten uns ab dem zweiten Tag kaum noch Posten, hie und da erschien mal ein Soldat, der aber nicht unseretwegen dort spazieren ging. Ich glaube, die sind auch noch klein geworden. Niemand bewachte uns, niemand versorgte uns regelmäßig. Irgendwo wurde uns dennoch einmal Brot geliefert.

Gegen Abend fanden wir einen Gebäudekomplex, wohl eine Fabrik, in dem wir übernachten konnten. Einige nahmen sich des armen Oberleutnants N. an, der kaum noch gehen konnte. Sie zogen ihm die Schuhe, die ihm zu eng waren, und die Strümpfe aus, seine Füße waren voll offener Blasen und blutig. Sie wuschen und verbanden sie ihm. Daß er danach noch drei Tage bis zum Lager Krottingen durchhielt, ist ein Heldenstück.

Am 14. Mai erreichten wir Krottingen. Das lag direkt an der deutschen Grenze, aber auf litauischem Gebiet. Der nächste Ort in Deutschland trug einen litauischen Namen. In der Stadt fuhr vor uns ein Pferdewagen mit Brot. Er war hinten offen und wir hatten doch alle Hunger. Dennoch wagte es keiner, ein Brot zu rauben.

Dann gingen wir durch einen Torbogen aus Birkenholz, wie die Russen sie überall haben und kamen auf eine große Freifläche eingezäunten Graslandes. Als wir alle drin waren, wurde das Tor geschlossen. Ab jetzt waren wir richtige Gefangene. Wir besprachen untereinander, daß wir doch keine Kriegsgefangenen seien, weil wir erst nach dem Kriege kapituliert hatten. Demnach hätten wir einen Anspruch darauf, nach Hause entlassen zu werden. Wenn wir mit Russen sprachen, sagten diese immer: "Skoro damoi!" – "Bald geht's nach Hause." So schmerzlich es war, nun in Gefangenschaft zu kommen und nicht zu wissen, wann und ob überhaupt eine Heimkehr möglich war, hätte man überlegen müssen, was geworden wäre, wenn die Millionen Soldaten bei Kriegsschluß alle sofort in die Heimat entlassen worden wären. Wir wußten ja nicht, wie ausgeblutet Deutschland war. In der Heimat hätte man uns auch nicht ernähren können. Und den Hunger, der uns in der Gefangenschaft krank machte, den haben die Russen nicht böswillig verschuldet, sondern sie waren durch deutsche Schuld noch ärmer dran, als wir in Deutschland.

Sechs Tage blieben wir in dem Lager, fünf davon ohne Verpflegung. Hie und da war es möglich, sich irgendwo etwas zu erbetteln. Am sechsten Tag gab es eine Suppe. Ich hatte mir dort gleich aus leeren Blechbüchsen ein Eßgeschirr gebastelt. [...] Weil ich weder Zeltplane noch Decke mehr hatte, nahm mich der Kamerad R., den ich im ABA-Lager in Elwa kennengelernt hatte und hier zufällig wieder traf, mit in sein Zelt. Wir konnten einen Spaten ausleihen. Mit diesem stachen wir Rasenstücke aus, die wir um das Zelt legten. Als es einmal tüchtig regnete, lief das Wasser dennoch hinein, aber im allgemeinen blieb es trocken, und sehr kalt war es auch nicht. In Krottingen wurden auch die Offiziere von den Soldaten getrennt,

kamen in ein besseres Quartier und erhielten sofort zu essen. Von Oberleutnant N. hörten wir leider nie wieder etwas.

Der lange Marsch

Am 20. Mai ging dann der lange Marsch los, der für mich zu einer großen Qual wurde. Wenn wir Posten fragten: "Wohin gehen wir?" hörten wir immer: "Nach Hause." Wir sahen aber an der Sonne, daß der Weg nach Osten führte und nicht nach Westen. Das Marschtempo war erträglich, nicht einmal 114.⁴⁰ Die Nächte, stets im Freien, waren Mitte Mai noch so kalt, daß der Atem als Raureif am Mantelkragen hing und die Füße waren, da unbedeckt, halb erfroren. Wo man abends gerade stand, fiel man todmüde nieder. Es gab eine Handvoll Graupen, die wir uns gegen Mittag in der Pause selbst kochen mußten. Manche waren ja sehr geschickt, aber ich armer Bürobursche verstand mich doch nicht auf Feuermachen und bettelte mich meist an fremden Feuern durch, für die ich dann Holz holen half. Aber die Posten gestatteten nicht, daß wir uns weit vom Lagerplatz entfernten. Fast täglich gab es auch ein Stück trockenes Brot, eine Art Zwieback und auch einmal ein Stück Zucker. Der russische Soldat kommt mit dieser Art Verpflegung gut aus.

Vom 22. Mai bis zum 11. Juni waren wir im Lager Telschei. Unser Nachtquartier hatten wir in großen Scheunen, in denen wir uns die Lagerstätten erst selbst bauen mußten. Dazu wurden im Walde nebenan Stämme geschlagen als Pfosten, dünnere Hölzer mit Weidenruten daran festgebunden, darauf quer wieder dünnere Hölzer und zuletzt Reisig als Lagerstätte aufgebracht. Wir mußten alle auf der rechten Seite liegen, Mann an Mann, wie die Fische in der Dose, so eng war es. Wenn nachts einer sein Lager verließ, fand er seine Stelle nicht wieder.

In Telschei taten sich vier Kameraden zu einem "Männerchor" zusammen. Am Pfingstmorgen gingen sie von Bau zu Bau und sangen. Es konnte einem das Herz brechen, so schön war das. Sie sangen beispielsweise:

*"Sonntag ist's, in allen Wipfeln rauschet es, der dunkle Wald
Alle Bächlein ruhig fließen, alle Vöglein wonnig grüßen
Und von fern die Glocke hallt.
Sonntag ist's, am Bach das Veilchen betet leis' im Gras für sich
Rose hebt die müden Augen und die roten Lippen hauchen
Ein Gebet demütiglich.
Sonntag ist's, ein heiliger Friede herrscht auf Erden nah und weit
Sonntag ist's in allen Herzen, Sonntag ist's von allen Schmerzen
Heiliger Sonntag nah und weit."*⁴¹

⁴⁰ Das Normschrittmaß der deutschen Infanterie betrug 114 Schritte zu je 80 Zentimeter Länge, die in einer Minute zurückzulegen waren.

⁴¹ Text und Musik von Simon Breu.

Ich habe da geheult wie ein Hund vor Sehnsucht nach Hause und gebetet. Im ganzen gesehen konnten wir uns in Telschei etwas erholen. Am 12. Juni ging der Marsch weiter, wir legten große Strecken zurück, man redete von 60 Kilometern, aber das kann wohl nicht stimmen. Der Weg führte über Moscheiken und Venta nach Bene⁴², wo wir am 4. Juli ankamen. Irgendwo unterwegs waren Tonnen mit Salzheringen aufgestellt worden. Jeder bekam einen ungewässerten Hering, und das bei dem inzwischen warm gewordenen Wetter. Dadurch wurde der Durst natürlich unerträglich. Man nahm Kieselsteine in den Mund und lutschte sie, das sammelte etwas Speichel, erzeugte aber auch leicht Übelkeit.

An manchen Haltepunkten nahmen die Russen uns das Letzte ab, was wir noch besaßen, z.B. meinen kleinen zusammenlegbaren Rasierapparat. Jeder mußte alles, was er in den Taschen hatte, auf einen Haufen werfen, mit Androhung des Erschießens. Die Märsche strengten mich so an, daß ich glaubte, nicht mehr weiter zu können und zurückbleiben wollte. Hinten hörte man aber immer einmal Schüsse. Da wurde erzählt, wer nicht weiter könne, würde da hinten erschossen. Das kann aber nicht stimmen, denn sie mußten die gemeldete Anzahl Gefangene ja behalten. Fast jeden Tag war Zählung und es dauerte lange, bis sie ihre Zahl zusammen hatten.

Wenn wir durch Ortschaften kamen, dann standen die Leute am Straßenrand und riefen "Gittler kaputt, Gittler kaputt", um uns zu kränken. Das können aber kaum Einwohner gewesen sein, Litauer oder Letten, durch deren Land wir ja zogen, denn die waren ja deutschfreundlich, oder haben sie während des Krieges nur so getan? Es waren gewiß russische Besatzer, Männer und Frauen. Vielfach wurden uns, als es heiß wurde, Eimer mit Wasser am Rande der Straße hingestellt. Die Posten warfen die Eimer um, damals glaubten wir, aus Bosheit. Aber wahrscheinlich geschah es, weil kaltes Wasser uns in der Hitze umwerfen konnte.

In einem dieser Marschlager plagte mich der Hunger so, daß ich an den Zaun ging, hinter dem Russen standen und nach Uhren fragten. Jetzt wurde nämlich nichts mehr abgenommen, sondern gehandelt. Da tauschte ich meine Taschenuhr, es war ja kein Wertstück und am Ende hätte man sie mir doch noch gestohlen, gegen einen dreiviertel Laib Brot und angeblich 600 Gramm Speck. Auch den Ehering konnte ich wieder tragen, den wollten mir die Russen ja gerne abschwatzen. Ich war dann leider so unbeherrscht, daß ich fast das ganze Brot und den gesamten Speck sofort restlos aufaß. Die Folge waren schreckliche Leibscherzen. Ein Sani, der bei uns war, gab mir reichlich Natron, wodurch ich am nächsten Tage wieder fit war. Ein Hans-im-Glück-Geschäft.

Damals fand ich den Kameraden Hermann V. von unserer Kompanie wieder. Wir hielten lange zusammen und als ich mal so ganz verzweifelt und am Zusammenbrechen war, hat er mir gut zugeredet und sprach zu

⁴² Moscheiken (Mažeikiai), Venta (Venta) und Bene (?) – Städte im Norden Litauens.

mir: "Und wenn ich schon wandelte im tiefen Tal, fürchte ich kein Unglück, denn Du bist bei mir, Dein Stecken und Stab trösten mich." Diese Worte haben mich sehr gestärkt, innerlich und äußerlich. Mit V. war ich auch in Narofominsk⁴³ noch zusammen, er arbeitete in der Kolchose und brachte mir manchmal ein paar Kartoffeln mit. Dann meldete er sich freiwillig zur Bergwerksarbeit, weil es da angeblich besseres Essen gäbe. Statt dessen lebte er offenbar ein Hundeleben und starb dort, wie mir seine Frau später schrieb, als ich mich nach ihm erkundigte.

Einmal sah ich einen Kameraden, der mir bekannt vorkam. "Bist Du nicht S., Paul?" "Ja", antwortete der, "und Du bist K., Fritz." Wir hatten fünf Jahre lang in Halle in der Torstraße in einem Haus gewohnt, aber nicht miteinander gesprochen, weil wir politisch verschiedenen Fakultäten angehörten. Auch jetzt suchte ich keinen Anschluß an ihn, obwohl er ein angenehmer Mensch war. So klein ist die Welt.

Auf den Märschen war es ein Glück, daß ich noch ein Paar Reservestrümpfe besaß. So konnte ich immer mal ein Paar immer an einer Wasserstelle auswaschen und hing sie dann an Sicherheitsnadeln am Rock zum Trocknen auf. Dadurch bekam ich keine wunden Füße. In einer Nacht fing es mal so stark an zu regnen, da ließ mich ein Kamerad, weil ich doch nichts mehr hatte, mit unter seiner Decke liegen, die sich aber ganz voll saugte. Am nächsten Tag in Sonne und Wind wurde sie wieder trocken. Vom ABA her besaß ich noch drei gute Pullover, die ich alle drei am Körper trug, um sie nicht einzubüßen. Aber als es nun, im Sommer, zu warm wurde, verschenkte ich einen davon an einen Kameraden, der keinen hatte.

In Bene bekamen wir dann zum ersten Mal eine sättigende warme Mahlzeit. Herrlich! Leider entdeckte ich bei mir zwei Läuse, die Vorläufer einer Armee waren. Wegen der Läusegefahr wurde auch der Befehl ausgegeben, daß alle Gefangenen kahlgeschoren werden mußten, auch unter den Armen und im Schambereich. Wir betrachteten dies damals als ehrenrührig, die Zukunft sollte uns lehren, wozu es nötig war.

Auf einer Wiese an einem Ortsrand mußten wir alle, etwa 2.000 Mann, uns ganz nackt ausziehen und zur Inspizierung vor einer Schar von zehn russischen Ärztinnen antreten, die unseren Allgemeinzustand beurteilten und durch Heben der Arme nach SS-Runen suchten. Verschiedenen Kameraden passierte es, daß sie die Situation wohl verwechselten und es zu sonst erfreulichen Reaktionen kam. Die Ärztinnen beseitigten diesen Irrtum durch einen festen Schlag mit der Handkante. Wir empfanden diese ganze Untersuchung als demütigend. Später lernten wir, daß es bei den Russen eben so zugeht.

⁴³ Narofominsk, Stadt (ca. 60.000 Einwohner) in Rußland, Gouvernement Moskau.

Bahnfahrt

Aber den größten Regen erlebten wir, als wir am 8. Juli 1945 in Mitau⁴⁴ eintrafen, also kurz vor Riga. Mitau bestand nur noch aus Ruinen. Wir gingen durch ein starkes Gewitter und es goß in Strömen. Bald war kein trockener Faden mehr an uns. Obwohl ich keine Läuse hatte, gab ich meine Sachen noch am gleichen Tage in die Entlausung, um sie wieder trocken zu bekommen, erhielt sie aber noch feucht zurück.

Gleich am nächsten Tage wurden wir im Bahnhof Mitau verladen in Güterwagen, die nicht verschlossen wurden, und fuhren bis zum 12. Juli nach Narofominsk. Wie das zuletzt mit der Verpflegung war, weiß ich nicht mehr, viel kann es nicht gewesen sein, denn wir bettelten an Haltestellen bei Verkaufsständen um Piroggen, ein primitives, flaches, kuchenartiges Gebäck. Die Bahnfahrt führte uns vier Tage und Nächte durch russisches Land. Unbestelltes, freies Feld, wechselte mit Sumpfstellen, an denen viel Wollgras wuchs, dann wieder waren kleine Waldstücke mit vielen Birken zu sehen. Mir fiel auf, daß im ganzen Osten die Birken schlank und gerade gewachsen sind wie Fichten und ebenso die Kiefern, die doch bei uns meist krumm wachsen. An Vögeln sah ich viele Dohlen, im Wuchs wie unsere Krähen, aber mit teilweise weißem Federkleid. In den Waggonen war kein Stroh, wir schliefen auf dem harten Holz, müde und schon geschwächt von dem langen Hungern. Am 12. Juli wurden wir dann ausgeladen und marschierten durch Narofominsk in den Hof eines großen Gebäudes, das wie eine Schule aussah. Aus den Fenstern schauten deutsche Kameraden. Wir sahen uns an: Wie sehen die denn aus? Ausgemergelte Gesichter, trostlose Augen. Man sagte uns: "Bald werdet Ihr auch so aussehen!" Im Hof war eine ungepflegte Grasfläche, Berg und Tal. Jeder lagerte sich, wo er wollte. Hier draußen blieben wir zehn Tage liegen und machten die erste Bekanntschaft mit der Wassersuppe, die uns von da an am Leben halten sollte. Zum Glück blieb das Wetter trocken. Einmal wurden wir aufgerufen, einzeln auf die andere Hofseite zu kommen, um festzustellen, welche Kleidung wir hatten. Den guten Wehrmantsmantel mußten wir abgeben, "Den bekommt Ihr im Winter wieder", hieß es. Wer zwei Pullover hatte, durfte nur einen behalten. Ich besaß noch zwei Stück, hatte aber, weil ich das ahnte, vorher einen ausgezogen und an einer Lagerstatt in einem Erdloch verbuddelt. Als wir nachher dorthin zurückkamen, hatten die lieben deutschen Kameraden ihn jedoch schon entdeckt und gestohlen. Die Unkameradschaftlichkeit war überhaupt mit zunehmender Not sehr verbreitet.

Nach und nach konnten wir dann in das Gebäude einziehen. In den großen Schulzimmern waren mit Stämmen und Brettern zweistöckige Lagerstätten bereitet worden, durchgehend, vom Fußende aus mit einer kleinen Trittleiter zu erreichen. Jeder hatte eine mit Rohbaumwolle gefüllte

⁴⁴ Mitau (lettisch Jelgava), ca. 100.000 Einwohner, frühere Hauptstadt von Kurland, 44 km südl. von Riga.

bettbezugartige weiße Unterlage, die natürlich nicht lange weiß blieb, und eine Decke. Als Kopfkissen benutzte ich ein Säckchen mit allerhand Lumpen darin, die ich mir organisiert hatte. Rechts neben mir lag ein Kamerad aus Trier, H., ein Angestellter; links lag R. aus Krefeld, angeblich ein Seidenfabrikant mit 100 Angestellten. Er war etwas zurückhaltend, aber bis zum Schluß ein angenehmer Mensch mit Niveau, während H. nervlich bald durchdrehte und dann sehr unangenehm wurde. Wir waren alle bald von Geschwüren geplagt, es waren Hungerödeme. H. war jedoch am ganzen Körper bedeckt und litt sehr. Er sah aber nicht ein, daß körperliche Berührung mit ihm abstoßend war. Nun hatte er die Gewohnheit, im Schläfe an mich heranzurücken und das war mir natürlich sehr unappetitlich, zumal wir im Sommer meist ausgezogen schliefen. Alle Vorhaltungen halfen nicht. Ich organisierte mir ein Brett, das ich zwischen uns stellte. Da wurde er erst recht wild und hat mich draußen sogar einmal geschlagen. Im großen und ganzen hielten wir allerdings doch zusammen. R. schenkte mir einen Kopierstift mit Hülse, nachdem man mir meinen Stift aus dem Rock gestohlen hatte. Mit ihm konnte ich auch gut Gedanken austauschen.

Unser Raum muß eine Art Aula gewesen sein, sehr groß, eine lange Fensterfront, an zwei Längsseiten die Lagerstätten, an der Türseite freier Raum zum Aufenthalt. Einen Ofen aus Mauersteinen hatten unsere Spezialisten dort hingebaut, vielleicht war dort ein Schornstein. Arbeiter und Handwerker können sich in allen Situationen besser helfen, als Büromenschen. Auf dem Ofen kochten sie im Winter in ihren Kochgeschirren Kartoffeln. Kameraden, die in der Kolchose arbeiten mußten, schmuggelten immer mal welche mit ein und gaben sie ihren Bekannten. Das war natürlich verboten, weil es auf Kosten der Allgemeinheit ging. Wir stellten daher immer Wachen auf, wenn gekocht wurde. Kam der Lagerleiter oder sonst irgend jemand, verschwand alles schnell. Ich hatte an dem Ofen wenig zu tun. Im Winter stieg ich einige Male mit auf das flache Hausdach, wo wir unsere Kochgefäße an langen Drähten in den Schornstein hängten. Die Kartoffeln wurden gut gar, die Geschirre topschwarz vom Ruß und die Küche klagte, daß der Schornstein nicht zog. Aber wir wurden nie erwischt. Es war ja auch lebensgefährlich, bei Glätte auf das Dach zu steigen. Daher hing das Garen der Kartoffeln meist anders vor sich: Viele, auch ich, hatten sich aus Blechstücken eine Reibe gefertigt, wie damals in Teichowo. Wir saßen auf unseren Betten, rieben die rohen, ungeschälten Kartoffeln in ein kleines Gefäß und wenn denn die Essenholer, jeder mit acht Kochgeschirren, im Trab ankamen, wurde der Brei in die heiße Suppe gerührt, die dann wenigstens etwas dick wurde, falls sie heiß genug angekommen war. Unsere Hauptfrage war: Wird's oder wird's nicht? Schlecht gegart schmeckte der Brei natürlich widerlich und die Essenholer wurden von uns angetrieben, recht schnell die Treppen herauf zu rennen.

Allerdings machte die deutsche Lagerleitung auch Durchsuchungen und wer Kartoffeln hatte, wurde hart angefahren. Die Erdäpfel wurden dann beschlagnahmt, weil doch zugunsten einzelner die Ration geschmälert wurde, die allen zustand. Wir waren eben noch keine richtigen Sozialisten.

Brot gab es pro Tag 600 Gramm. Es kamen ganze Brote auf die Stuben und jede Gruppe mußte sie an die Männer verteilen. Messer besaßen wir jedoch nicht [...]. Ich hatte ein Stück Faßreifen gefunden, es durch hin- und herbiegen auf die richtige Länge gebrochen und dann mit einem Stein so lange gescheuert, bis eine Schneide entstand. Es war wie ein Schuhmachermesser, nur nicht so scharf. Der Brotverteiler mußte peinlich genau sein, denn jeder neidete jedem jedes Gramm. Das brachte der Hunger so mit sich. Bei uns hatten sie eine Waage gebastelt mit zwei Schalen an Bindfäden, so daß jede Portion genau 600 Gramm wog.

Viele aßen die ganze Portion sofort auf, die doch für 24 Stunden reichen sollte. Ich selbst habe stets gut gewirtschaftet. Die russische Bevölkerung bekam nur 500 Gramm Brot pro Tag, aber noch entsprechend Fett und andere Nährmittel dazu. Wenn wir morgens vor 6 Uhr zur Schicht gingen, kamen wir an einer Brotfabrik vorbei, wo die Frauen täglich ihre Ration abholen mußten, die sie dann auf der Hand heimtrugen. Da habe ich wiederholt gesehen, daß Frauen, die noch ein kleines Bröckchen Brot vom Auswiegen her obenauf liegen hatten, an unsere Marschgruppe herantraten und dieses Bröckchen einem von uns zusteckten. Daran erkennt man den gutmütigen russischen Volkscharakter, der sie keinen Haß gegen den Feind hegen, sondern Hilfe von Mensch zu Mensch leisten ließ. Wir hatten jedoch auch gegenteilige Erlebnisse. Das war meist dann, wenn entlassene Soldaten in die Heimat zurückgekehrt waren und die Ihrigen mit Schauer- märchen gefüttert hatten. Dann hörten wir oft gehässige Bemerkungen. Wir gingen öfter, wenn Pause war, in die Fabrik-Kantine, obwohl wir dort nicht hingehörten. Man gab uns Teller voll Kapusta-Suppe, das war reines Wasser mit etwas Kohl darin. Den Kohl aßen wir und ließen das Wasser stehen. Dafür hatten die Leute wohl kein Verständnis. Vielleicht wußten sie gar nicht, daß wir so schlecht genährt waren. Da hat mir einmal eine Frau, die allerdings zum Fürchten aussah, einen Teller Suppe hingestellt und hineingespuckt. Ich war schwer gedemütigt und lief hinaus, und alle Kameraden gingen mit. Nach diesem Vorfall gingen wir nie wieder in die Kantine.

Vorher hatte uns der Essenausgeber manchmal auch etwas Festes zukommen lassen. Einmal waren die Nudeln in einem großen Kessel angebrannt und wir durften den Kessel auskratzen. Es war natürlich unästhetisch, wenn wir da mit den Köpfen in dem Kessel steckten und wir hörten auch Gemurmel. Aber uns hatten solche gelegentlichen Zuschüsse doch geholfen.

Um uns als Kriegsgefangene kenntlich zu machen, erhielten wir dann etwa 8 mal 10 Zentimeter große baumwollene Stoffstücke mit der Auf-

schrift: “b.n.” für “woina pleny”⁴⁵, die wir auf den linken Ärmel nähen mußten. Gelegentlich wurden Fluchtversuche unternommen, aber Geflohene wurden zurück gebracht, bekamen schreckliche Prügel und 14 Tage Dunkelhaft im kalten Raum bei knappster Ernährung.

In Narofominsk erlaubte man uns auch, nach Hause zu schreiben. Dazu erhielten wir teils vorgeschriebene Karten, die nur mit einer Unterschrift zu versehen waren, teils konnten wir auch einen eigenen Text verwenden. Später merkte ich, daß die Russen nur die allgemeine Stimmung erforschen wollten, angekommen ist von meinen drei Karten nicht eine.

Einzelne Kameraden wurden vorzeitig entlassen, z.B. ein Fuhrunternehmer aus dem Harz, dem seine sehr starke Brille entzweigt und der dadurch völlig hilflos war. Wir gaben ihnen unsere Anschriften mit, mit der Bitte, unsere Familien zu benachrichtigen. Es kam auch mal eine Frau zu Mary, die Grüße von mir bestellte, ich sei “in Minsk bei Rußland”. Es war alles so wirr, was sie sagte, daß meine Frau das nicht recht glaubte. Viele Leute in der Heimat erbettelten sich auch mit solchen fiktiven Grüßen Lebensmittel. Als ich nachher selber von Narofominsk ins Lazarett abfuhr, habe ich auch mehrere Adressen mitgebracht und habe nach der Heimkehr an alle geschrieben. Nun, das alles vorweggenommen!

Spinnerei

Ab dem 23. Juli 1945 mußten wir, das heißt eine abkommandierte Gruppe, in der Spinnerei einer halb zerstörten, aber wieder arbeitsfähigen Fabrik arbeiten, in drei Schichten: von 6-14 Uhr, von 14-22 Uhr und von 22-6 Uhr. Der Weg dorthin beanspruchte reichlich 15 Minuten. In der Fröhschicht mußten wir ohne irgendeine Nahrung bis 8.30 Uhr arbeiten, dann hatten wir eine halbe Stunde Pause, während der wir die Tagessuppe erhielten. Wer gewirtschaftet hatte, konnte noch Brot dazu essen, natürlich ohne jeden Belag. Von 14-22 Uhr hatten wir dann frei und von 22 Uhr bis 6 Uhr früh ging es zur Nachtschicht. Daß dieser Turnus bei uns ausgehungerten Leuten bald zum Ruin führte, ist wohl klar. Nach fünf Tagen war Schichtwechsel, dadurch hatten wir einen freien Tag. Sonntage gab es nicht.

Unsere Ernährung bestand neben den 600 Gramm Brot täglich hauptsächlich aus Wassersuppe. Meine Konservenbüchsen enthielten dann am Boden etwa 5 Zentimeter hoch Graupen oder Kohl oder Kartoffeln oder auch Fisch, darüber waren 15 Zentimeter Wasserbrühe. Die Fischsuppe lehnten manche ab, deren Fraß war dann aber ohne jede Nährkraft. Für uns 2.000 Mann standen pro Tag zwei Büchsen Schweinefett zur Verfügung, die aber noch herhalten mußten, um für unseren Lagerarzt, ein junges Kerl-

⁴⁵ Richtig: voenny plennik (Kriegsgefangener), in kyrillischen Buchstaben: B = W, n = p.

chen von zweifelhafter Qualifikation, täglich eine verdeckte Schüssel mit Bratkartoffeln oder Bratfisch zu bereiten.

Dies habe ich wiederholt selbst beobachtet, wenn wir im Keller saßen und für die Fischsuppe des nächsten Tages Fische putzen mußten. Wir taten dies, indem wir mit gelieferten Messern die Köpfe, Schwänze und Innereien entfernten und die Tiere grob entgräteten. Meist waren sie in Heringsgröße und darüber. Jeder steckte sich einen oder zwei Fische in die Hosenbeine, die wurden dann heimlich roh gegessen. Ich war in der glücklichen Lage, etwas Salz zu besitzen. An irgend einem Wege hatte ich in einem Trümmerkeller einen Haufen davon entdeckt und mich natürlich eingedeckt. Dabei hieß es doch: Wasser und Salz brechen dem Kriegsgefangenen den Hals. Salz bindet ja Wasser im Körper. Und das viele Wasser, aus dem unsere Ernährung bestand, ließ unsere Glieder anschwellen, auch den Kopf. Es verursachte auch einen verheerenden Harndrang. Ich mußte dauernd Wasser lassen. In der Fabrik waren Innentoiletten, allerdings in einem saumäßigen Zustand. Im Quartier dagegen befand sich im Hof eine Latrine mit Sitzbalken, die die Gefahr barg, nach hinten in die Grube zu stürzen. Es gab natürlich auch Pinkelwände. Nachts, auch im Winter, mußte ich alle Stunde hinaus und schaffte es kaum, die Treppen hinunter bis zur Latrine zu laufen. Viele sträuselten einfach die Treppe hinunter, weil sie es nicht halten konnten. Sie versuchten, sich das Ding mit der Hand zuzuhalten, aber das gelingt ja nicht. Dabei war auf dem Stockwerk, gleich neben uns, eine Kloanlage, die wir aber nicht benutzen durften. Entweder war sie verstopft, oder der deutsche Lagerleiter spielte sich auf und kehrte noch einmal den ehemaligen Feldwebel heraus. Er war aber sonst ein freundlicher Mensch.

In jeder Woche einmal gingen alle Gefangenen in Gruppen in die Entlausung, ein Weg an Gärten vorbei. Nette Leute schenkten uns mal Möhren, mal rote Rüben, die wir roh verzehrten. Unser Schreck war groß, als eines Tages unser Urin rot war. Nun auch das noch! Bald wußten wir aber, daß dies von den roten Rüben kam. In der Entlausungsanstalt gaben wir alle Textilien ab, wuschen und brausten uns, erhielten Tonseife und wenn unsere Sachen trocken waren, mußte diese Hygiene eine Woche reichen. Eines Abends stürmte der Lagerleiter mit ein paar Mann in unsere Unterkunft, wo ich, Gott sei dank, weit ab von der Tür lag. Er beschlagnahmte trotz Protestes die gesamte Kleidung von etwa 50 Mann, alles, was so herumlag. Es war nämlich die Entlausungsanstalt mit den Sachen von 50 Mann abgebrannt und diese standen nackt da und mußten erst einmal versorgt werden. Irgendwie wird man den armen Kerlen bei uns wieder Bekleidung gegeben haben.

Irgendwann im Winter gingen wir, die zehn "Spinner", früh zur Fabrik. Wir mußten einen kleinen Wasserlauf überqueren, ohne Brücke, man sprang hinüber. Nun waren aber beide Schrägufer vereist und glatt. Mir gelang es nicht, hinüberzuspringen. Ich rutschte aus und stürzte schwer auf

Kreuz und Hinterkopf. Eine Weile war ich wohl bewußtlos. Die anderen liefen einfach weiter, keiner kümmerte sich. Nun setzten starke Kreuzschmerzen ein. Ich schleppte mich zur Straße und bat einen Lkw mit Kameraden, mich zum Quartier mitzunehmen, ich sei gestürzt. Sie waren sehr sorgsam. Zur Arbeit konnte ich einige Tage nicht, ob ich das gemeldet habe und ob und wie ich Verpflegung erhielt, weiß ich nicht. Ich war wie betäubt. Der Kopfschmerz ließ dann nach, aber die Kreuzschmerzen setzten periodisch ein, ich knickte dann vor Schmerz einfach zusammen. Bald ging ich zu dem Lagerarzt. Er untersuchte mich, machte auch Bewegungsversuche, fand aber nichts und behauptete: "Sie sind ein Simulant. Ich kann Sie nicht krank schreiben." So mußte ich also wieder in meine Baumwolle und es dauerte lange, bis diese Anfälle seltener wurden. Daß ich seit längeren Jahren viel mit Kreuzschmerz zu tun habe, ist vielleicht auf den damaligen Sturz zurückzuführen.

An Tagen, an denen wir in der Freizeit nicht Fische zu putzen hatten, gingen wir manchmal an die Abfallgrube und suchten uns Fischköpfe heraus, wuschen sie ab und schlugen sie mit einem Stein auf, um das Eßbare aus ihnen herauszulutschen. Damals wie heute kommt mir die Erinnerung, wie wir als Soldaten beobachtet hatten, wie russische Gefangene sich aus einer Abfallgrube halbfaule Kartoffeln heraussuchten. In unserem selbsttäuschenden Hochmut sagten wir damals: "Solche Schweine!" Wir wußten noch nicht, was Hunger heißt. Jetzt waren wir in der gleichen Lage.

Einmal forderte eine russische Offiziers-Unterkunft ein paar Leute an. Wir mußten Holz hacken und in die Stuben tragen. Als Lohn legten sie jedem ein Häufchen Tabak hin. Etwas zu essen wäre uns dienlicher gewesen. Wir beobachteten aber, daß Essenreste in einen Hundenapf geschüttet wurden. Da fischten wir uns schnell einige Happen heraus.

Weihnachten 1945

Es kam Weihnachten 1945 heran, das war das traurigste Weihnachten, das ich je erlebt habe. Die Stimmung war allseits sehr gedrückt. Wir wußten ja nicht, wie lange wir noch in der Knechtschaft leben mußten. Die Russen sagten meist freundlich: "20 Jahre müßt Ihr bleiben und das wieder aufbauen, was Ihr kaputt gemacht habt." Zudem feiern die Russen Weihnachten an einem anderen Datum als wir, daher mußten wir an unseren Festtagen zur Arbeit gehen.

Für den Weihnachtsabend war im Korridor vor unserer Stube eine Feier geplant, dazu würde ein Chor aus Kameraden singen. Leider war jedoch unsere Stubentür von irgend jemandem verstellt worden. Wir versuchten, durch eine Lücke zu kriechen. Dabei mußte ich mich an einem Mann vorbeizwängen, der im Zivilleben in der Ammendorfer Waggonfabrik gear-

beitet hatte. Dieser baumlange, starke und sehr ordinäre Mensch schien mich ebenso zu hassen, wie ich ihn nicht ausstehen konnte. Obgleich wir nichts miteinander zu tun hatten, beschimpfte er mich bei jeder Gelegenheit. Als ich jetzt an ihm vorbei mußte, brüllte er mich wieder an: "Du Scheißkerl!" Damit spielte er auf meinen schwachen Zustand an. Aber: "Irret Euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten."⁴⁶ Er wurde bald – noch früher als ich – krank geschrieben und lag im Bett. Später begegnete ich ihm einmal Halle. Er sah mich an und ich sah ihn von oben nach unten an und ohne ein Wort gingen wir weiter. Ich hatte richtig Angst vor dem Kerl. Die Weihnachtsfeier 1945 fand sinnetwegen ohne mich statt.

Noch etwas belastete mich in dieser Zeit: nach dem Brand in der Entlausungsanstalt war kein Hemdenwechsel mehr möglich. Mein Hemd war vor Schmutz braun statt weiß und so steif, daß es sich hinstellen ließ, ohne umzufallen. Durch die fehlende Sauberkeit hatten wir Läuse, Flöhe und Wanzen. Die Flöhe und Läuse bekämpften wir, indem wir die Betten bei starkem Frost ins Freie trugen. Die Tiere platzten dort. Gegen ihre Eier half das Vorgehen jedoch nicht und bald wurde es schlimmer als zuvor.

Die in Bene abgeschnittenen Haare waren wieder nachgewachsen und es war nur auf dem Kopf gelegentlich ein Haarschnitt möglich. Ich hatte mir von den Spinnmaschinen etwa 10 Zentimeter lange und 5 Zentimeter breite Stahlbürsten als Kamm abgeschnitten. Damit saß ich dann am Bettrand und kämmt mir die Läuse aus der Schamgegend. Jetzt, während ich dies nach 45 Jahren beschreibe, juckt es mich schon wieder in Gedanken an diese Dinge. Nach jedem Strich klopfte ich die Bürste auf Holz aus und konnte etwa 30 Läuse totdrücken. Beim Kämmen des Kopfes erzielte ich das gleiche Ergebnis. Wenn ich lag und das elektrische Licht brannte, sah ich, wie die Läuse auf meiner Decke zu Tausenden hin- und herliefen. Dazwischen sprangen Flöhe, so groß wie Glasköpfe an Stecknadeln, und ebenso die für mich harmlosen Wanzen. Zerstoehen war ich eigentlich nicht. Mein Blut schmeckte anscheinend nicht. Erst morgens ab etwa fünf Uhr schliefen die Läuse und dann war Ruhe.

Zu Rasuren kam es höchst selten. Nach jedem Mal wurde die Haut wund, weil die Messer stumpf waren. Ein sogenannter Arzt behauptete dann, ich hätte Bartflechte. Mein Einwand, ich benötige nur Hautcreme nach der Rasur, wurde verworfen. Er schrieb mich zu den Bartflechte-Kranken, ich sollte mich mit seiner ekligen Salbe einschmieren. Zum Glück ließ der Schmerz aber auch ohne diese bald nach.

⁴⁶ Vgl. Gal 6,7.

Über die Arbeit in der Fabrik

Anfänglich wurde ich in der Fabrik zum Reinigen von Rollen in den Maschinen eingesetzt. Die Aufgabe wurde mir erklärt. Meine technische Begabung reichte aber nicht aus, auch waren die Rollen sehr schwer. Ich wurde bald abgelöst und kam zu den "Spinnern".

Es ging bei dieser Arbeit um folgendes: Große Ballen Baumwolle kamen im ersten Stockwerk an. Man mußte mit schweren Hämmern die etwa acht Millimeter starken Eisendrähte, die um die Ballen gelegt waren, zerschlagen. Eine Eisensäge oder ein elektrisches Werkzeug war nicht vorhanden. Dann wurde die Baumwolle, sie war hart wie Holz, stückweise in einen Zerreißwolf gebracht, von diesem in einen weiteren, und am Ende wurde sie mit Gebläse in einen im Erdgeschoß liegenden Raum, "Labas" genannt, eingeblasen, wo sie wie Schneeflocken ankam, aber nach kurzer Zeit wieder fest wurde. Erst wenn das Gebläse abgestellt war (manchmal nahmen sie auch keine Rücksicht auf die Gesundheit der Gefangenen) gingen wir – und jetzt folgt meine Arbeit, in den Labas und kratzten mit den Händen die meist schon wieder feste Baumwolle (Klopok) aus dem Haufen und luden sie auf einen kleinen Wagen, den wir dann zu einer Spinnmaschine fuhren. So ging das die ganze Arbeitszeit über. Fast jeden Tag kam es vor, daß der Strom ausfiel. "Tok nieto!" Riefen die Frauen und freuten sich, einmal Pause machen zu können, wir natürlich auch. Nach einer Stunde war der Strom meistens wieder da. Wir sahen aus wie Schneemänner, denn die Flocken klebten überall an unserer Kleidung. Erst am Schluß der Schicht reinigten wir uns. In der ersten Zeit nahmen wir dazu kleine Stahlbürsten, merkten aber bald, daß diese den Stoff beschädigten und rieben dann später die weißen Flocken mit nassen Händen ab. Besonders anstrengend war diese Arbeit nicht. Andere mußten 30 Kilogramm schwere Ballen auf den Schultern von Maschine zu Maschine tragen, wieder andere waren beim Zerschlagen der Drähte tätig.

Einmal monatlich mußten die Keller entstaubt werden. Dort hing der Baumwollstaub traubenweise von der Decke und alles war dick bedeckt. Auch diese ganze schlechte Schmutzarbeit mutete man uns zu, ohne uns Schutzkleidung zu geben wie den eigenen Leuten. Wir waren bald völlig verdreckt. Waschen konnten wir uns nur im Quartier. Dort war auf dem Hof ein langes, durchlöcherteres Wasserrohr über eine Rinne aus Brettern mit Gefälle nach einer Seite angebracht. Hier konnte man "Hygiene" betreiben, solange das Wasser angestellt war. Im Winter war es mit den täglichen Waschen jedoch vorbei.

Da passierte mir folgendes: Wenn ich, der ich doch schon stark Durchfall hatte, schnell zum Klo mußte, zupfte ich mir, wie alle taten, von einer Rolle mit Baumwolle ein kleines Stückchen ab, um mich danach wieder säubern zu können. Papier oder Zeitungen hierfür hatten wir nicht. Von den acht Rubel, die wir für unsere Arbeit pro Woche erhielten, gingen vier für Verpflegung ab – der reinste Hohn. Ich kaufte gelegentlich mal eine Zeitung, die "Iswestija", sie eignete sich am besten zum Zigarettdrehen. Es lag an der Qualität des Papiers. Wir erhielten pro Tag auch 5 Gramm Tabak, der nach meiner damaligen Einschätzung übrigens recht gut war.

Nun wollte es der Zufall, daß der Fabrikchef, der Natschalnik, gerade am Wege stand und sah, daß ich Baumwolle abgerupft hatte. Das erboste ihn, er hielt mich an, machte mir Vorwürfe auf russisch, die ich nicht verstand, ich versuchte, ihm zu erklären, daß es sich doch nur um Abfall gehandelt hatte und wie nötig wir das brauchten. Sein Schlußwort war: "Ty plocho rabotajesch, idi is Fabrika!" - "Du arbeitest schlecht, hinaus mit Dir aus der Fabrik!" Am nächsten Tag, es wird Anfang Februar gewesen sein; war ich einem Außenkommando zugeteilt und mußte im Freien arbeiten. Es war gerade ein Güterzug eingelaufen, der Spinnereimaschinen aus Zittau brachte, die dort als Reparationen abtransportiert worden waren und hier eingebaut werden sollten.

Die Waggons hielten an einem hohen Bahndamm, unter dem sich ein großer freier Platz erstreckte, auf den die Maschinen gebracht werden sollten. Er lag allerdings hoch voll Schnee. Also mußten die Gefangenen zuerst Schnee schaufeln, etwa 30-40 Zentimeter waren abzutragen. Hunderte Männer arbeiteten dort. Karren oder Wagen gab es nicht. Auf Brettern mit je zwei Tragholmen mußte der Schnee transportiert werden. Diese Arbeit dauerte zwei Tage. Inzwischen war ich schon mit 10 bis 20 Mann an den Waggons gelandet. Die riesigen Kisten mit den Maschinen wurden auf Balken aus den diesen heraus geschoben und standen dann am Abhang. Nun wollte es gewiß der Zufall, daß einige Kisten das Übergewicht bekamen und den Abhang hinunter polterten, so daß die schönen deutschen Maschinen nicht mehr brauchbar waren.

Mehrere Tage arbeitete ich auch bei einer Baubrigade. Von einem Gebäude standen nur noch die Außenwände, darin lagen Trümmer von mehreren Stockwerken, vermischt mit verbogenen Eisenträgern, wahrscheinlich ein Bombenschaden. Man hieß uns zunächst den Bauschutt ausräumen, meist auch mit den Tragebrettern. Statt nun anschließend die verbogenen Eisenträger herauszuholen, ging man daran, vier Säulen aus Mauersteinen mitten im Raum hochzumauern. Und das bei 20 Grad Frost. Wir froren natürlich sehr, aber wir konnten uns auch einmal in einem geheizten Fabrikraum Aufwärmen. Man kann diese trockene Inlandkälte besser ertragen als feuchte Luft wie in Libau. Wir stellten ein leeres Faß auf

Mauersteine, sammelten Schnee hinein und schmolzen den Schnee mit Feuer. Dann wurde eine kleine Portion Zement angerührt und schnell dem Maurer auf seine Leiter gereicht. Wenn der Zement oben war, war er bereits gefroren. So mauerten wir die vier Pfeiler. Als sie fertig waren, fiel dem Chef ein, daß die verbogenen Träger herausgeschafft werden mußten, alles per Handarbeit. Dabei wurden die neuen Pfeiler unversehens wieder umgestoßen.

Ein andermal ließ er Mauersteine auf das erste Stockwerk eines Baues tragen und trotz unserer Warnung alle auf eine Seite packen. Dadurch brach die Decke durch, die Steine waren wieder unten und ein deutscher Kamerad wurde schwer verletzt. Beim Tragen von Steinen schaffte ich mit Müh und Not vier Stück, acht sollten es aber sein. Da beschimpfte mich der Aufseher, ein junger Bursche, und stieß mich, daß ich hinfiel, aber ohne Schaden zu nehmen. Sonst trat mir jedoch nie jemand körperlich zu nahe.

In unserem Lager befand sich auch eine Schneiderstube mit deutschen Kameraden. Dort habe ich mir gegen Tabak eine wattierte Weste anfertigen lassen mit Ärmeln aus den Beinen einer Unterhose aus dem ABA. Alle Wäsche trug ich doppelt am Körper, aus Angst, sie könnte mir weggenommen werden. Die Weste leistete mir bei der Arbeit im Freien gute Dienste. Ich habe sie sogar mit nach Hause genommen, wo ich sie schließlich aber doch fortwarf.

Als ich einmal in einem Schuppen zu tun hatte, entdeckte ich dort zwei Fässer, die offen waren. Ich griff hinein und siehe: das eine Faß war voll eingesalzener Pilze. Obwohl sie eiskalt waren, habe ich ein paar volle Hände davon genascht, ohne Schaden zu nehmen.

Einmal, als wir morgens im Fabrikhof ankamen, stand neben uns ein Wagen mit ausgepackten Weißbrot. Ich konnte nicht widerstehen, sah mich um und schon verschwand ein Brot unter meiner Jacke. Nichts geschah! Ich hatte in den Tagen mit H. in einem Fabrikraum einen Spind. Nachdem ich selbst mit Heißhunger einige Scheiben von dem Brot gegessen und H. natürlich auch versorgt hatte, schloß ich das Brot darin ein. Als ich es am Abend holen wollte, war es gestohlen. Dennoch glaube ich nicht, daß H. dies getan hat. Ich hätte das Brot gleich mit allen Kameraden teilen sollen. Noch ein weiteres Mal konnte ich ein Brot stehlen und stellte mich dann mitten unter sie. Aber ich war beobachtet worden, eine Frau kam heraus, ging zielsicher auf mich los, schimpfte, nahm mir das Brot unter der Jacke fort und schlug es mir ins Gesicht. Ich hatte große Angst, sie würde mich anzeigen. Dann hätte mich das ins Gefängnis oder Bergwerk gebracht. Darf ich nun Gott dafür danken, daß er mich bei einem Diebstahl aus Hunger geschützt hat?

Wir hatten Fausthandschuhe, ich froh aber trotzdem sehr an den Händen. In einem Schuppen waren wir mit einem russischen Aufseher zusammen, bei irgendwelchem Tun. Der legte seine Fingerhandschuhe auf einen Tisch und ging weiter. Als er zurückkam, waren seine Handschuhe

verschwunden. Er suchte eine Weile verdutzt, sagte aber nichts. Mir aber haben diese Handschuhe gute Dienste geleistet.

Die Jugendlichen, die in der Fabrik arbeiteten, stahlen wie die Raben, wir hatten einmal unsere Röcke ausgezogen und hingelegt, gleich kamen zwei Jungen und durchsuchten die Taschen. Mir fehlte nachher ein Amulett, an dem ich sehr hing, denn es war ein Andenken an meine leibliche Mutter: ein Hahn, etwa anderthalb Zentimeter groß, bestehend aus zwei Hälften, die mit einem Scharnier verbunden und zu öffnen waren. Darin stand geschrieben: "Quand ce coc chantera, mon amour finira"⁴⁷. Der Verlust schmerzte mich sehr.

Im ganzen war der Außendienst abwechslungsreicher als der Spinnereidienst, nur fror ich sehr und wurde immer elender. Und die Kreuzschmerzen von dem Sturz waren immer noch präsent. Allmählich war ich so schwach, daß ich alles über mich ergehen ließ. Die Kameraden sahen ein, daß ich kein Essen mehr holen konnte. Ich kroch die Treppen auf allen vieren herauf. Diese Hungerzeit hat mich so nachhaltig beeindruckt und geprägt, daß ich noch heute, nach 45 Jahren, nichts Eßbares umkommen lasse, sondern es zumindest dem Viehfutter zuführe.

Die Wende!

Dann kam eine Wende: Eine Ärztin untersuchte den Zustand der Gefangenen. Bei ihrem ersten Besuch hatten wir gerade Schicht, aber nach zwei Wochen kam sie wieder. Und bei der üblichen Untersuchung – nackt antreten, Kontrolle des Allgemeinzustandes, bücken, um Hämorrhoiden festzustellen, Hochheben der Arme, um nach SS-Leuten zu suchen – lautete ihr Urteil: "Tosche kuschatj." Das heißt: "Auch Extra Verpflegung."⁴⁸ Ich war gerettet. Von da an erhielt ich ein Stück Brot extra, einen Teelöffel voll Butter dazu und eine Portion Kascha pro Tag. Kascha ist eine Art Brei. Nach einer Woche kam der Lagerleiter zu mir und sagte: "Du brauchst nicht mehr zu arbeiten, kannst im Bett bleiben, du kommst in Kürze fort ins Lazarett." So konnte ich liegenbleiben und schlafen. Ich hatte Dystrophie III, höchste Stufe. Das bedeutete dauernden Durchfall, ich blieb aber sauber, soweit hatte ich mich noch in der Gewalt. Mein Außendienst hatte vom 7. Februar bis zum 6. März 1946 gedauert. Am 15. März, dem Geburtstag meiner lieben Frau, wurde ich ins Lazarett abtransportiert und es begann das letzte, etwas lichtere Kapitel meiner Soldaten- und Gefangenenzzeit.

⁴⁷ Ursprüngliche Redensart: Quand ce Coq chantera, l'Amour finira.

⁴⁸ Wörtlich: "auch essen" bzw. "auch futtern".

Moscheisk

Am 15. März 1946 bestiegen wir 17 Kranken, davon fünf mit Lungenentzündung, die anderen meist mit Dystrophie⁴⁹, einen offenen Lkw und fuhren bei 15 Grad Kälte zu dem Lazarettlager Moscheisk, etwas näher an Moskau. Unterwegs mußte der Wagen dreimal halten, weil ich abprotzen⁵⁰ mußte, gleich neben dem Auto. Einige kannten die Gegend schon und sagten, wir seien bereits da. Ich fragte: "Wo denn?" Sie antworteten: "Siehst Du die Rauchfahnen dort in dem Schnee?" Das Lager bestand aus etwa 15 bis 20 Erdbunkern, von denen jeder etwa anderthalb Meter in die Erde gegraben war. Ihre Fenster waren oberirdisch, eine Treppe führte nach unten. Sie waren gut geheizt. Diese Art Bunker kannte ich ja schon aus Rujen. Und es stellte sich heraus, daß die ganze Anlage ein deutsches Lazarett und ich nun also in guten Händen war.

Wir fuhren durch das übliche Birkentor und hielten auf einem schneefreien Platz, von dem aus Gänge durch zwei Meter hohe Schneewälle zu den Bunkern führten. Zunächst mußten wir zur Entlausung, was ja allerhöchste Zeit war. Dazu gaben wir wie üblich alle Bekleidung ab und wuschen uns dann gründlich mit richtiger Seife. Danach bekamen wir frische Wäsche. Meine eigenen Strümpfe, meine Uniform, auch die Weste und den Pullover erhielt ich zurück. Aber leider mußte ich feststellen, daß unter uns 17 Kranken ein Dieb war: Meine Fingerhandschuhe waren aus den Fäustlingen heraus gestohlen worden. Das war richtiger Diebstahl, weil die Not vorüber war, aber aus Hunger Brot stehlen oder, um das Frieren zu lindern, Handschuhe stehlen, ich hoffe, das wird Gott mir vergeben. Später, als wir frei wurden, war unter uns ein Tabakdieb, der erwischt und tüchtig verdroschen wurde.

Es waren inzwischen unsere Krankheiten teils erfragt, teils durch Untersuchung festgestellt worden und nun ging es, wieder angezogen und endlich sauber, durch die Schneegänge zu den Bunkern. Man legte mich zuerst in einen abgesonderten, der mit etwa zehn Mann belegt war. Es war die Sterbezelle. Intensivstation sagt man heute. Jeden Morgen waren ein oder zwei Mann nicht mehr am Leben. Mir hat man auch nichts mehr zugetraut, so schwach war ich. Um den Durchfall zu beseitigen, bekam ich drei oder vier Tage überhaupt keine Nahrung. Die Därme sollten erst einmal zur Ruhe kommen. Ich glaube, ich erhielt auch nichts zu trinken. Das war meine Rettung, wenn ich es auch nicht anerkannte. Danach, als ich durchhielt und der Durchfall vorüber war, konnte ich ganz vorsichtig etwas Brei essen und wurde dann in den zweiten Bunker verlegt. Dort lag ich in einem der oberen Betten, alles war sauber und die Behandlung durch deutsche Sanitäter prima. Ein saubere Toilette war ebenfalls in dem Bunker, allerdings kein fließendes Wasser. Das mußte kannenweise geholt werden, was

⁴⁹ Ernährungsstörung.

⁵⁰ Die Notdurft verrichten.

aber vorerst nicht meine Sorge war. Die Ernährung war im Lazarettbunker viel besser als im Arbeitslager, gegen das bei der deutschen Armee gewohnte jedoch immer noch miserabel. Jeder bekam zusätzlich eine Scheibe Brot und einen schwach gehäuften Kaffeelöffel voll Butter. Mein Gewicht stieg bis zum 16. April von 57 auf 60 Kilo an. Am 8. Juni waren es jedoch auch nur 62 Kilo. Bis zur Heimfahrt am 10. August holte ich jedoch auf 67 Kilo auf. Der Kamerad, der unter mir lag, ein Müller, der zu Hause Mehlsäcke getragen hatte, erreichte nur 47 Kilo.

Jedem von uns standen pro Tag fünf Gramm Tabak zu. Der wurde uns gutgeschrieben, weil im Bunker nicht geraucht werden durfte. Bei meiner Entlassung erhielt ich so fast 500 Gramm Tabak ausgehändigt. Ich hatte jedoch, wie die anderen auch, nachdem es mir wieder besser ging, heimlich unter der Bettdecke geraucht. Die Sani hatten es gewiß geflissentlich übersehen. Mit dem ausgehändigten Tabak machten wir dann einige Tage verwerfliche Geschäfte. Es liefen nämlich Kameraden herum, die Angst hatten, daß ihr Gesundheitszustand sich so weit bessern würde, daß sie wieder hätten arbeiten müssen. Diese törichten Leute tauschten ihre Sonderration gegen fünf Gramm Tabak, um mehr rauchen zu können und durch die fehlende Zusatznahrung krank zu bleiben. Wir sahen aber bald ein, daß solcher Handel von uns verbrecherisch gewesen wäre und tauschten nicht mehr.

Bald konnte ich mich wieder selber waschen und habe das gründlich genossen. Dann war mal baden angesetzt: in eine Holzwanne wurde zehn Zentimeter hoch Wasser eingegossen und zwei Mann sollten sich von zwei Seiten hineinsetzen und sich waschen. Das zu tun, habe ich mich geweigert, denn ich hatte mich bereits selbst gewaschen. Unsere Kleidung war bei der Ankunft in Säcke gefüllt und wie im Bergbau, jeweils mit dem Namen versehen, an die Decke hochgezogen worden. Ob ich Pantoffeln hatte oder ob man barfuß umherging, weiß ich nicht. Ich war ja bettlägerig. Nach draußen konnte man sowieso nicht, der Schnee lag unverändert hoch. Erst am 1. Mai wurde es warm und fing an, zu tauen. Und es schien wie ein Wunder, in der Luft hörte man ein Rauschen von abfließendem Wasser. Am 8. Mai war der Schnee weg und nach ein paar Tagen grünte alles. Bereits im April hatte man aus unseren Säcken alle Schuhe herausgeholt und abtransportiert. Daran sieht man, daß doch die Russen auch hier das Sagen hatten. Meine Schuhe waren doch bei meinen schon damals schlechten Füßen für mich ungemein wichtig. Alle Bitten, wenigstens die Einlagen behalten zu dürfen, verhallten unerfüllt. Als Ersatz bekamen wir Holzpantinen, bei uns sagt man: Waschhausschuhe. Sie bestanden aus einer dicken Holzsohle mit aufgenagelter Kappe und waren hinten offen. Für die Baracke reichte das ja, aber draußen kippte ich sofort "aus den Latschen". Ich kümmerte mich sofort um eine Verbesserung. Anderen ging es genauso. Irgendwo fanden wir ein Stück Treibriemen aus ganz hartem Stoff, etwa zehn Zentimeter hoch, das schnitten wir in passende Längen

und nagelten es hinten auf diese Pantinen. Die Nägel dazu hatten wir aus alten Gegenständen herausgearbeitet, die wir auf einem Schutthaufen gefunden hatten. Eckige Steine waren unsere Hämmer gewesen. Mit den so gefertigten gehfähigen Schuhen kam ich später auch nach Halle.

Am 8. Juni wurde ich als Genesener in einen anderen Bunker verlegt, wieder mit lauter fremden Leuten zusammen. Die Bedingungen waren ähnlich. Am 18. Juni erfolgte wieder eine Verlegung. Ich war nun schon ziemlich munter. Neben dem Lager war auch ein Sportplatz, auf dem viele eifrig Fußball spielten. Es gab auch eine Bücherei. Ich holte mir einige Bücher, zum Beispiel die "Geschichte eines Uhu" von Fleuron⁵¹. Eine Reihe deutscher Kameraden versuchte, uns zu Kommunisten erziehen, man mußte an Schulungen teilnehmen. Ich war jedoch in der Nazizeit unpolitisch gewesen und interessierte mich auch jetzt nicht für das unge-reimte Zeug, das uns da erzählt wurde. Denn diese Leute hatten ja selbst keine Ahnung und ihr ganzes Wissen bestand nur aus Haß gegen die Nazis. Was Sozialismus ist, erfuhr ich erst viel später. Einer dieser Männer wollte mir die Lektüre eines Buches über den 18. Brumaire aufzwingen, das lag mir aber erst recht nicht.

Im Lager gab es auch eine Schauspielergruppe und eine Bühne für Veranstaltungen. Als nun für irgendein Musikstück ein bestimmtes Instrument benötigt wurde, erhielt der später so bekannt gewordene Jupp Schmidt aus Köln⁵², der ebenfalls hier Gefangener war, den Auftrag, mit einem russischen Bewacher nach Deutschland zu fahren und das Instrument zu kaufen. Damit mußte er dann wieder in die Gefangenschaft zurückkommen. Zu arbeiten brauchten wir nicht, wurden aber zu freiwilliger Betätigung aufgefordert. Da habe ich einmal ein paar Tage geholfen, den Hof zu fegen. In einer Lagerbaracke lebten auch deutsche Offiziere, die krank geworden waren. Diese bekamen so reichliche Verpflegung, daß sie uns öfter von ihrem Überschuß abgaben, den wir dann gerecht verteilten.

Um unser Essen mit Vitaminen zu bereichern, wurde die sogenannte Vitamin-Brigade gebildet, der ich mich gleich anschloß. Dabei kamen mir meine Patent-Schuhe sehr zustatten. Wir waren 15 bis 20 Mann und wanderten, nicht marschierten, unter der Aufsicht eines WK-Mannes⁵³ in einen nahen Wald. Die WK-Leute entsprachen in etwa unseren früheren russischen Hilfswilligen, sie hatten sich der Lagerleitung für besondere Aufgaben zur Verfügung gestellt. Wahrscheinlich bespitzelten sie ihre Kameraden. Sie wurden auch offiziell als Posten eingesetzt. Derjenige, der uns begleitete, war ein netter Mann, wurde aber von allen unter Vorbehalt behandelt. Am Waldrand wuchsen massenweise Brennesseln, von denen mußten wir die Spitzen abbrechen, aber nur von jungen Pflanzen, die noch

⁵¹ Vgl. beispielsweise Svend Fleuron: Strix. Die Geschichte eines Uhus, München 1974. Der dänische Autor lebte von 1874-1966 und wurde besonders durch seine Tiergeschichten bekannt.

⁵² Jupp Schmidt arbeitete später beim Kölner Rundfunk.

⁵³ Abkürzung für voenny konvoir (Begleitsoldat für Gefangene).

keine Blüten hatten. Wir pflückten die Brennesseln ohne Handschuhe. Bald hatten wir den Trick heraus, daß man die Stengel stets nach oben streifen mußte, denn dann stachelten sie nicht. Der Ertrag wurde in Säcke gefüllt, von denen jeder etwa 20 bis 30 Pfund schwer war. Einen davon mußte jeder ins Lager tragen und in der Küche abliefern. Dort wurden die Brennesseln fein gewiegt und roh der Suppe untergemischt. Dies schmeckte nicht direkt schlecht und war sehr wertvoll wegen der Vitamine. Ich nahm mir meist noch eine private Extraportion mit. Zum Sammeln zogen wir immer gegen 9 Uhr los und waren mittags wieder zurück. Einmal kamen wir unterwegs an einem Bauernhof vorbei, vor dem am Wege ein trockener Platz mit Unkraut und verdorrtem Gestrüpp lag. Ich sah Hühnerkuhlen. Da kam mir eine Eingebung. Ich sah mich etwas um und fand tatsächlich ein Ei, das ich beglückt sogleich aussaugte. Leider wiederholte sich das nicht noch mal.

Auf unserem Vitamin-Wege kamen wir gelegentlich an einem Dorf vorbei, vor dem an der Straße Sitzplätze und Tische gezimmert standen. Dort machten wir gern Pause. Einmal kamen da zwei Jungens von etwa 13 Jahren, sahen bei einem der Kameraden den goldenen Trauring und verlangten von ihm, ihnen den zu geben. Als der Mann das natürlich verweigerte, fingen sie an, zu schimpfen. Einer zog ein Messer und wollte dem Deutschen den Finger abschneiden. Der gab ihm eine gehörige Ohrfeige, so daß er schreiend weglief. Wir dachten: Jetzt passiert was Schlimmes. Der Junge kam mit seinem Vater zurück. Dieser fragte, was geschehen sei und nachdem ihm alles berichtet worden war, hat er den Jungen vor unseren Augen tüchtig verdroschen. Wir waren überrascht zu sehen, daß es auch in Rußland tatkräftige Erziehung gab.

So ging es mir in diesen Wochen ganz erträglich und man munkelte schon von baldiger Entlassung in die Heimat. Wie es hieß, sollte bereits eine Gruppe zusammengestellt worden sein.

Nun befand sich im Lager auch eine deutsche Zahnstation. Irgendwo bei der Wehrmacht hatte ich mir einmal ein paar neue Zähne in Zahnlücken einbauen lassen. Diese erste Prothese drückte sehr. Nach kurzer Zeit später hatte sich jedoch ein anderer Zahnarzt der Sache angenommen und gemeint: "Da hat man Ihnen ja ein Pferdegebiß verpaßt!" Er hatte mir dann eine neue, gut sitzende Prothese angepaßt. Nun hatte ich aber noch viele Wurzeln im Mund. Ich faßte mir daher ein Herz und ging in unsere Lager-Zahnstation. Dort war die Behandlung vorzüglich, man zog mir am ersten Tage drei Wurzeln und kurz danach noch mal drei. Es war ein Genuß, möchte ich sagen. Als ich an diesem Tag gegen Mittag wieder in meinem Quartier anlangte, stand dort eine lange Reihe nackter Männer und eine Ärztin mit einem Buch auf einem Tisch saß vor ihnen.

Ich fragte jemanden: "Wer wird denn hier untersucht?" Und hörte: "Distro II.!" Nun ja, dachte ich, einmal bin ich ohnehin dran, heute habe ich Zeit – und stellte mich dazu. Es war die übliche Untersuchung: Kon-

trolle des Allgemeinzustandes, Bücken wegen eventueller Hämorrhoiden, Hochheben der Arme wegen der Suche nach SS-Leuten. Als ich an der Reihe war, machte ich meine Angaben zur Person. Die Russen mußten ja alles glauben, was wir angaben, denn kaum einer hatte noch ein Soldbuch. Ich habe meines gerettet und besitze es heute noch. Nach mir wurden noch zwei Mann untersucht, dann klappte die Ärztin ihr Buch zu und verschwand. Es war wie ein Wunder: Alle, die in dem Buch standen, wurden zu einem ersten Transport nach Hause zusammengestellt. Es waren wohl ursprünglich nur 1.500 Mann vorgesehen gewesen, aber ein inspizierender General soll befohlen haben, noch 500 dazu nehmen, so daß wir 2.000 Mann waren.

Im Lager wurden zwei Großzelte aufgestellt, in die alle Begünstigten umziehen mußten. Hier lagen wir wieder auf dem Erdboden, wie auf den Märschen, aber es war ja warm, wir hatten inzwischen den 12. Juli 1946. Am 14. Juli war Aufbruch. Keiner glaubte richtig an die Heimkehr, wir dachten an eine Verlegung anderswohin. Sie hatten uns schon zu oft belogen. Wir mußten mit aller Habe in Reihe antreten und jedem wurde noch das Zeug weggenommen, das dableiben sollte. Die Wattejacke vom Winter her – weg damit. Meinen kleinen Beutel, vollgestopft mit Lumpen den ich als Kopfkissen verwendete, wollten sie mir auch wegnehmen und nur mit Brachialgewalt habe ich ihn gerettet. Auch mein drolliges Kochgeschirr aus Konservenbüchsen und den eingebeulten Becher konnte ich behalten. In meinen Wanderstab hatte ich Namen und Parolen eingeschnitzt wie “Skoro Damoi”⁵⁴, “Halle”, “Mary”, “Ursula” und andere. Den zu verteidigen war schwer, aber er steht noch heute oben im Schrank.

Wir marschierten dann letztmalig zum Bahnhof, da keine Bewachung mit uns kam, merkten wir, daß es ernst wurde. Unsere Waggons wurden ebenfalls nicht verschlossen. Wieder gab es kein Stroh. Aber es herrschte bei uns allen eine Hochstimmung, die sich nicht in Freude, sondern in ungläubigem Staunen ausdrückte. Ich kann das nicht beschreiben, wie mir zumute war. Ich weiß auch nicht, ob ich in dieser Situation meinen Dank an Gott abgestattet habe. Es war wie bei Jeremias: “Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, werden wir sein wie die Träumenden.”⁵⁵

Die Bahnfahrt dauerte vom 14. bis 21. Juli, dann waren wir in Frankfurt an der Oder. Während der Fahrt durch Polen waren die Waggons verschlossen worden. In Brest hatten wir aussteigen müssen, weil dort die russische Gleisbreite aufhörte und wir mit einem anderen Zug auf deutschen Gleisen weiterfahren. Diesen Zug hatten wir zuvor jedoch erst entladen und in den unsrigen umladen müssen. Das war meine letzte Arbeit als Kriegsgefangener gewesen.

In Frankfurt wurden wir wieder registriert. Wir kampierten dort in einem großen Gebäude. Als nach einigen Tagen die Heimfahrt beginnen sollte,

⁵⁴ Bald [geht's] nach Hause.

⁵⁵ Vgl. Ps. 126,1.

waren bei einigen Leuten irgendwelche Unstimmigkeiten in den Papieren, leider auch bei mir. Wir – etwa sechs Mann – reisten weiter in ein großes Entlassungslager bei Frankfurt. Dort stellte ich mich gleich zur Verfügung zum Ausschreiben der Entlassungspapiere. Es handelte sich um russische Vordrucke, in die ich mit russischen Buchstaben Namen und Daten eintragen mußte. Ich hatte ja genügend russisch gelernt, was mir hier wieder zugute kam. Essen bekam ich in der Verwaltung. Ich hatte Zeit genug, das freie Leben dort zu genießen. Dann wurde wieder ein Transport zusammengestellt. Es hieß, jetzt gehe es direkt nach Hause. Jeder bekam einen Freifahrtschein und drei Mark als Entlassungsgeld. Die deutsche Uniform mußten wir ausziehen und bekamen Zivilkleider. Ich erhielt eine Hose mit zu kurzen Beinen und einen viel zu engen Rock schäbigster Art. Retten konnte ich auch meinen Wehrmacht-Kopfschützer, den ich mir nach der letzten Filzung in Moscheisk, wo die Wehrmachtsmützen eingezogen worden waren, genäht und mit Heimkehrer-Symbolen bestickt hatte.

Am 6. August fuhr der Zug ab, kam aber nicht weit. Dann wurde bekanntgegeben, wir müßten alle noch für vier Wochen in ein Quarantäne-Lager in Korbin an der Elbe. Dort hielt man uns jedoch nur zwei Tage auf, dann erfolgte am 10. August 1946 endlich die Heimfahrt nach Halle.

Ein größerer Transport Heimkehrer war schon am Vortag in der Stadt angekommen und am Bahnhof offiziell, allerdings mit dem Unterton "Kriegsverbrecher", begrüßt worden. Wir vier Hallenser, untereinander unbekannt, schlichen uns friedlich von dannen. Es war spät abends. Ich ging zu Fuß in Richtung Süden, kam durch die Turmstraße, an der Maschinenfabrik vorbei, damals hieß sie noch Wegelin & Hübner.

Dann mußte ich ganz nötig abprotzen, obwohl mein Durchfall nicht mehr krankhaft war, und hockte mich an einer Ecke nahe einer Torfahrt hin. Da sprach mich ein Mann auf russisch an. Ich konnte ihm Auskunft geben, daß ich ein entlassener Kriegsgefangener sei. Kurz danach tauchten zwei Polizisten auf, kamen mit vorgehaltener Pistole auf mich zu und fragten mich barsch, was ich hier treibe. Ich muß ja auch verheerend ausgesehen haben, in dem schlechten Anzug, das Säckchen in russischer Art als Rucksack auf dem Rücken. Zwei Blechbüchsen klapperten an Bindfäden an meiner Schulter, dazu hatte ich die komische Mütze auf und den Stab in der Hand, das Gesicht war von Wasser geschwollen. Ich zeigte meinen Entlassungsschein und der Russe sprach auch gut für mich, da ließen die Polizisten mich laufen. Nur 100 Meter weiter tauchte wieder ein Polizist mit Pistole auf, der aber weiter keine Umstände machte.

Als ich mich nun dem Amselweg näherte, überkam mich wieder die große Angst: Was ist, steht das Haus noch, leben meine Lieben noch? Ich hatte doch keine Nachricht mehr seit Anfang 1945, wußte aber, daß Halle stark bombardiert worden war. Da habe ich gebetet, das weiß ich noch: "Lieber Gott, hilf mir in meiner Not!" Im Schwalbenweg lagen die Trümmer eines Hauses. Nahe am Amselweg sah ich einen riesig hohen

Trümmerhaufen auf dem Platz. Mein Herz stockte, aber dann tauchte unser Haus auf. Es stand noch. Inzwischen war es 2 Uhr nachts. Ich klingelte und bald hörte ich Rufe im Haus: "Mutti, Mutti, komm schnell, Vati ist da!" Und schon stürmten beide, Mary und Ursula an das Hoftor und es war eine Begrüßung mit unglaublicher Intensität und Freude. Wir hatten russische Besatzung im Haus, ein Kapitän, mit dem meine Frau nach anfänglichen Schwierigkeiten gut auskam. Der hatte tags zuvor im Radio gehört, daß Gefangene, die namentlich genannt wurden, nach Hause unterwegs seien. Mit dieser Nachricht war er gleich zu ihr gestürmt und hatte ihr gesagt: "Frau K.!, Radio sprechen, Fritz K. kommt nach Hause." Dadurch war sie auf mein Kommen etwas vorbereitet. Und Niko, so nannten wir den Kapitän, kam auch in der Nacht gleich aus seinem Zimmer und begrüßte mich herzlich. Wir hatten ein recht gutes Verhältnis zu ihm.

Meiner Frau konnte ich versichern, daß ich ungezielfrei sei, aber ich wollte trotzdem nicht in meinem Bett schlafen, sondern auf dem Bettvorleger, weil ich doch nicht so recht sauber sei. Aber das ließ sie natürlich nicht zu. Am nächsten Morgen wurde mir gleich ein Bad bereitet und ich konnte endlich wieder einen guten Anzug anziehen. Der mitgebrachte wanderte sofort in die Lumpen.

Gleich am nächsten Tag wurde meine Frau von der Presse interviewt und sie gab ihrer Freude Ausdruck, daß ihr Mann wieder zu Hause sei. In der Zeitung stand dann, daß ihr Mann trotz gegenteiliger Propaganda der Nazis aus der Gefangenschaft entlassen wurde und daß es ihm gut ergangen sei. Erwähnen möchte ich noch, daß ich bei der polizeilichen Anmeldung erfuhr, daß für uns Heimkehrer ein Erholungsurlaub von sechs Wochen vorgesehen sei bei Bauern in der Altmark. Ich meldete mich bei der betreffenden Stelle an und konnte nach einigen Tagen mit Freifahrtsschein in die Altmark fahren, weiß aber leider den Ort nicht mehr. Es war ganz nahe an der Zonengrenze, so daß ich doch wieder mit russischen Soldaten zu tun bekam, die Ausweise verlangten, als ich in glücklicher Ruhe am Waldrand in der Sonne lag. Ich wohnte bei sehr freundlichen Leuten, hatte satt zu essen und sagte: "Ich will Ihnen gar nichts wegessen, geben Sie mir bitte nur reichlich Kartoffeln." Beim Dorfkonsum half ich Lebensmittelmarken einkleben, holte auch einmal eine Karre Rübenblätter für meine Bauern. Am Ende hatte ich mir drei Sack Kartoffeln organisiert, die mir als Beiladung per Lkw nach Halle gebracht wurden. Leider hatten sie aber in einer Pfütze von Maschinenöl gestanden, das die ganzen Kartoffeln durchzogen hatte. Sie waren größtenteils ungenießbar.

Am 19. Oktober 1946 fing ich bei der damaligen Landeskreditbank Sachsen-Anhalt wieder an zu arbeiten. Der Hallesche Bankverein war durch Bomben-Totalschaden nicht mehr in Betrieb.

Wie es mir danach weiter erging, gehört nicht mehr in diesen Bericht. Ich danke G o t t , daß er mich durch alle Fährnisse geleitet und aus aller Not gerettet hat.

Hallische Beiträge zur Zeitgeschichte

Herausgeber: Prof. Dr. Hermann-Josef Rupieper † (Heft 1-14)
Dr. Jana Wüstenhagen, Daniel Bohse (ab Heft 15)
Lehrstuhl für Zeitgeschichte
Institut für Geschichte
Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg
06099 Halle

Heft 10 / 2001

Mit Beiträgen von Jan Gerber, Christina Schröder, Jana Wüstenhagen/Karsten Rudolph und Georg Wagner-Kyora.

Heft 11 / 2002

Mit Beiträgen von Andreas Malycha, Anjana Buckow und Ulrich Pfeil.
Zeitzeugen: Herbert Prieu und Hans-Dieter Nover.

Heft 12 / 2002

Mit Beiträgen von Hagen Jahn, Frank Hirschinger und Daniel Bohse.

Heft 13 / Sonderheft / 2003

Mit Beiträgen von Kristiane Gerhard, Marianne Taatz, Christina Müller, Eckehard Pistrick und Ria Hänisch.